

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Sammlung von Erzählungen und Anekdoten

[urn:nbn:de:bsz:31-339265](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:bsz:31-339265)

Sammlung von Erzählungen und Anekdoten.

Die Wirkung einer Predigt.

Während einer seiner letzten Kalenderreisen durch das liebe Heimathland, kehrte der Bote ziemlich müde in dem stillen Pfarrhause einer schöngelegenen, von grünen Nebgeländen umkränzten Gebirgsstadt ein. Der ihm seit längeren Jahren schon bekannte und liebe Pastor nahm ihn, wie gewöhnlich, recht gastfreundlich auf, und bei einem Gläschen alten, feurigen Clevners wurde traulich ein gemüthliches Stündchen verplaudert. Auch das alljährliche Kalenderschreiben kam auf's Tapet, und der Bote gestand ganz offenerzig, daß er manchmal in nicht geringer Verlegenheit sey, immer nur neue, lehrreiche und zugleich anziehende und unterhaltende Geschichten zu finden, da sein selbsteigener Erzählungsstoff ihm bisweilen aussehe, und man doch funkelnelneue Schnacken und Schmirren und Geschichten, lustig, aber auch ernst und sittig zugleich, nicht so geradezu zum Aermel heraus-schütteln könne, daß sie, gleichwie beim Müller die Kleie und das köstliche Mehl, in den Deutelkasten fallen.

„Mir ist neulich wieder“, sagte der Pastor, „eine Begebenheit aus dem Leben meines seligen Großvaters in den Sinn gekommen, welcher in der letzten Hälfte des vorigen Jahrhunderts als Pfarrherr einer badischen Landgemeinde vorstand. Das gäbe vielleicht etwas für den Kalender, wohl alt schon, aber dennoch neu.“

Die Kalenderschreiber sind wunderföziger Natur. Der freundliche und gefällige Pastor willfahrte gern der Bitte, die Begebenheit in gedrängter Kürze zu erzählen, und der Bote fand auch, daß sie der Art sey, durch den Kalender weit und breit veröffentlicht werden zu können, und erhielt von dem lieben Erzähler das Versprechen, den Vorfall etwas umständlicher und ausführlicher niederzuschreiben. Ein Mann, Ein Wort! Der wackere Seelsorger nahm nicht den geringsten Anstand des Boten willkommenen Mitarbeiter zu werden, und nachstehend folgt seine schlichte, einfache und recht gemüthliche Erzählung, wofür ihm der Bote hiemit öffentlich den wärmsten Dank zollt. Namen werden keine genannt, doch dieser Anstand nimmt der Geschichte nichts von ihrer Wahrheit und ihrem Werthe. Also, zur Sache!

Es lebte vor Jahren, in dem badischen, hübsch-

gelegenen Dorfe L...., ein evangelischer Pfarrer, aus dessen Amtserfahrungen einer seiner im Elasse lebenden Nachkommen folgende Begebenheit mittheilt:

Durch das Dorf L.... zieht sich eine nach Straßburg führende, zu jener Zeit sehr belebte Straße, auf welcher besonders viel von dem aus Deutschland, hauptsächlich dem Frankenland, kommenden fetten Schlachtvieh einbergetrieben ward. Die mit solch einträglichem Handel sich befassenden Leute hieß man damals, in der Volkssprache, die Franken-Mezger.

Einer dieser von Straßburg wieder in seine Heimath zurückkehrender Franken-Mezger kam eines Abends nach L...., und wollte hier in der wohlbekanntem und von diesen Leuten besuchten Herberge, „zum grünen Baum“ geschildet, übernachten. Nach dem Essen händigte derselbe dem Gastwirth einen ledernen Leibgurt ein, mit sechshundert Reichsthalern gespickt, und bat, ihm das Geld aufzubewahren und am andern Morgen wieder zu geben. Der Wirth nahm den Gurt in Empfang und legte ihn in ein Eckschränkchen, das er sorgfältig abschloß und den Schlüssel zu sich steckte. Des andern Morgens, als der Gast aufbrechen wollte und seinen Gurt begehrte, siehe, da war das Schränkchen leer. Man denke sich den ungeheuren Schrecken des armen Wirths, der im Augenblick eine so bedeutende Summe Gelds ersehen sollte, und doch auch den alten, guten Ruf seines Hauses in die größte Gefahr gebracht sah! Seine Verwandten und Freunde halfen ihm in aller Eile die abhanden gekommene Summe zusammenbringen, damit der Viehhändler seine Reise weiter fortsetzen konnte.

An dem Eckhästchen selbst war auch nicht die geringste Spur eines gewaltsamen Aufbrechens zu entdecken. Es mußte also mit einem Nachschlüssel, einem sogenannten Dietrich, geöffnet worden seyn. Wer jedoch sollte diesen Hausdiebstahl begangen haben? Das war leider ein unauslösbares Räthsel, wenigstens für den traurigen Augenblick.

In seiner Angst und Noth nahm der bestohlene Gastwirth seine Zuflucht zu allerlei abergläubigen Mitteln, die zu jener Zeit unter dem Volke noch gäng und gäbe waren. Er ließ die Karten schlagen, besuchte Kaffeekatz-Propheetinnen, ließ das Sieb laufen, und ging sogar zu Scharfrich-

tern und Meistern. Meister hießen dazumal die Leute, die sich damit abgaben, alte, abgediente Pferde zu tödten, oder gefallenem Rindvieh die Haut abzuziehen, und dergleichen Dinge mehr zu thun. Sie standen alle bei dem Landvolf im Gerücht, daß sie etwas könnten, das heißt, daß ihnen Zaubermittel und Zaubersprüche bekannt wären, wodurch sie dieß und das zu thun vermöchten, was anderen ehrlichen Menschenkindern unmöglich war: krankes Vieh heilen, gesundes beheren und gestohlenen Gut auffinden und den Thäter erkennen. Zu solchen Leuten lief der arme Wirth „zum grünen Baum“ in L.... Aber Alles blieb ohne Erfolg!

Nach ungefähr vierzehn Tagen kam er endlich auch eines Abends zu seinem Pfarrer und sprach: „Lieber Herr Pfarrer, Sie werden gewiß schon erfahren haben in welch großes Unglück ich gerathen bin, und wie es mir armen Mann ergeht. Da hab' ich Sie nun bitten wollen, seyen Sie doch so gut und führen Sie diese Sache in ihrer nächsten Predigt an. Wer weiß wie der gerechte Gott es fügt, daß vielleicht dem Dieb sein Herz gerühret wird und er das gestohlene Gut wieder herausgibt. Bitte, lieber Herr Pfarrer, thun Sie mir dieß zu lieb!“

Gegen diese dringende Bitte hatte der Pfarrer natürlich nichts einzuwenden, und nachdem er es dem Wirth streng verwiesen hatte, seine Zuflucht zu Mitteln genommen zu haben, welche der gesunde Menschenverstand und die Religion gleich stark verwerfen und verbieten, versprach er ihm, seine Bitte bereits am nächsten Sonntag zu erfüllen; „doch“, fügte der Pfarrer noch hinzu, „vielleicht ist der Dieb ein Fremder, vielleicht auch, wenn er ein Einheimischer seyn sollte, ist er nicht in der Kirche, denn Diebe sind in der Regel keine frommen Kirchenbesucher, und wohnt er ja der Predigt bei, so verschließt er sein Herz gegen bessere Regungen; oder endlich auch, er kann nicht mehr zurückerstatten, was er vielleicht schon ganz oder größtentheils ausgegeben hat. Das Gelingen hängt also von vielen Umständen ab; doch, mit Gottes Hülfe und gnädigem Beistand, soll gethan werden, lieber Freund, was Ihr von mir begehret. Möge der Allmächtige mit seinem Segen unser Vorhaben krönen!“

Der Pfarrer hielt sein Versprechen, und die allsonntäglich immer fleißig besuchte Kirche war es an diesem Tage ganz besond'ers.

Und der Erfolg der Predigt?

Am Abend desselbigen Sonntags, so erzählt hier der Enkel des evangelischen Pfarrers von L..., saß mein Vater, ein damals zwölf- bis dreizehn-

jähriger Knabe, mit seiner Mutter bei dem Großvater in der Studierstube. Letzterer war durch seine gehaltene Predigt angegriffen und wollte gegen zehn Uhr zu Bette. Mein Vater ging daher in sein Schlafzimmer und die Großmutter wollte noch einmal nach den kleinen Kindern schauen. Beide verließen also den Großvater, der sich auch wirklich bald zur Ruhe legte und sein Licht löschte. Kaum war dieß seit einigen Minuten geschehen, so wurde ein ganzer Flügel des auf den Obßgarten gehenden Fensters plötzlich eingeschlagen. Meine Großmutter und mein Vater hörten diesen ungewöhnlichen Lärm in stiller Nacht und eilten schnell in das Studierzimmer zurück. Doch bevor sie dasselbe betraten, jagte ihnen der Knall eines Feueergewehrs keinen geringen Schrecken ein. Als sie in das Zimmer stürzten, fanden sie den armen, tieferschütterten Pfarrer, fast sprachlos, das noch rauchende Gewehr in der Hand. Als er sich in etwas erholt hatte und schnell in die Kleider geschlüpft war, sagte er: „Mir scheint's, ich habe nun den Lohn und den Dank für meine heutige Predigt erhalten: der Dieb hat mir die Fenster eingeschlagen. Ich habe freilich nur auf's Gerathewohl mein Gewehr abgefeuert, glaube daher nicht, daß ich ihm ein Leids gethan, denn ich drückte blindlings los!“

Mittlerweile hatte sich ein unerträglicher Gestank durch das ganze Zimmer verbreitet. Die Großmutter war an das zertrümmerte Fenster getreten, und unter den Glascherben und den beschmutzten Vorhängen lag, auf einem dort stehenden Sessel, ein großer, nasser, triefender Sack, den sie mit den Worten auf den Boden niederzog: „Weißt du auch, lieber Mann, womit man dir das Fenster eingeworfen hat? Mit einem Sack voller Kieselsteine.“

Kaum war der Sack zu Boden gefallen, so sagte mein Großvater: „Halt! das klang nicht wie Kieselsteine!“ Schnell kam er herbei, bückte sich nieder und untersuchte den Sack, der, dieß war keinem Zweifel unterworfen, in einer Mistpfütze gelegen hatte. Nachdem er geöffnet worden, fand sich darin der lederne Gürt mit fünf- hundert achtundneunzig Reichsthalern; zwei davon hatte der Dieb schon ausgegeben, und war wohl außer Stand gewesen sie zu ersetzen.

Noch in später Nachtstunde wurde nun der Wirth „zum grünen Baum“ ins Pfarrhaus gerufen, und der treffliche Pfarrer hatte die große Freude, dem armen Manne das gestohlene Geld wieder verschafft zu haben. Das Erstaunen und die Freude und der Dank wollten gar kein Ende

nehmen. In der Gemeinde selbst blieb aber Alles still, und der Dieb unbekannt. Daß aber die Gemeindeglieder ihren braven, wackern Pfarrer nur desto mehr liebten und schätzten, das brauchen wir wohl nicht erst zu sagen.

Etwa sieben Jahre später, wurde mein Großvater zu einem todtfranken, ja sterbenden Manne gerufen, der noch das heilige Abendmahl verlangte. Nachdem, auf des Sterbenden ausdrückliches Begehren, alle seine Kinder, Enkel und Verwandte die Stube verlassen hatten, da bekannte er sich als den Dieb des ledernen Gurts des Franken-Metzgers. Dankbar pries er Gottes rettende Liebe, die ihn an jenem merkwürdigen Sonntage zur Kirche geführt, dankte seinem Seelsorger für die erschütternden Worte, die wie ein zweischneidig Schwert in seine Seele gedrun- gen, also daß er kaum die Nacht erwarten konnte, um das geraubte Gut heimlicher Weise wieder los zu werden. Der Sterbende fügte noch bei, daß er wohl eine gute Stunde lang vor des Pfarrers Fenster gestanden, und nur auf den Augenblick des Lichtschens gewartet habe; daß er das Pfarrhaus gewählt, um seines Raubes sich zu entledigen, weil dasselbe, fern von den andern Häusern des Dorfes entlegen, keine eigentlichen Nachbarn habe, und er daher im Pfarrgarten unbemerkt und sicher gewesen; hauptsächlich aber habe er dieß gethan, um damit zu zeigen, daß die am Morgen gehaltene Predigt ihn allein bewogen, das gestohlene Geld wieder herauszugeben.

Erschöpft und gewaltig angegriffen von dem Bekenntniß sein er Sünden, sank der seinem Ende Nahende auf das Kissen zurück. Nachdem er sich wieder in etwas erholte hatte, empfing er das heilige Liebesmahl, und verschied bald darauf, ruhig und getrost, als ein begnadigter Sünder. Wer es aber gewesen und wie er geheißt, dieß blieb meines theuern Großvaters Geheimniß und ist mit ihm zu Grabe getragen worden.

Liebet eure Feinde!

Herzog Leopold von Oesterreich belagerte im Jahre 1318 die Stadt Solothurn im Schweizerland; er umschloß sie mit großer Heeresmacht auf beiden Seiten des Aarflusses, über den er eine Brücke schlagen ließ, ganz in der Nähe der Stadt, deren Schultheiß und Hauptmann damals Hugo von Bucheck war. In einem Ausfall der Solothurner gegen die österreichischen Krieger, wurde des Stadthauptmanns Sohn, Urs genannt, verwundet und gefangen genommen. Um den Vater zur Uebergabe der Festung

zu bewegen, bedrohte Herzog Leopold dessen Sohn mit dem Tode. Hugo von Bucheck ließ sich aber dadurch nicht von seiner der Stadt gelobten Treue abschrecken, und fuhr fort dieselbe voll Muth und Tapferkeit zu vertheidigen.

Nachdem der Herzog bereits mehrere Wochen vor Solothurn gelegen, fällt großes Unwetter ein; heftige Regengüsse schwellen die Aare dergestalt an, daß man das Wegschwimmen der Brücke befürchtet. Um dieß zu verhüten, ließ der Herzog die Brücke mit Steinen belasten, und sein Kriegsvolk sollte von ihren Fochten mit Stangen die Holzstämme gehörig ableiten, welche der hochangeschwollene Fluß in brausendem Ungestüm mit sich führte. Trotz dieser Vorsicht brach auf einmal die Brücke mit fürchterlichem Getrach, und die auf derselben befindlichen Kriegerleute stürzten in die wilden Fluthen und wurden pfeilschnell mitfortgerissen.

Aus dem österreichischen Lager konnte Niemand ihnen zu Hülfe kommen; sie trieben und schwammen zwischen Stadt und Vorstadt an die alte Solothurner Brücke hinab, und hoch von ihren festen Mauern herunter konnten die Belagerten das Unglück und die Noth ihrer erbitterten Feinde gewahren. Bei diesem herzerreißenden Anblick wandelt sich der Solothurner feindlicher Sinn augenblicklich in Mitleid und Erbarmen um; sie erblicken in ihnen mit dem brausenden Gewässer nutzlos kämpfenden Gegnern nur unglückliche, leidende Mitbrüder, und fassen den Entschluß sie wo möglich zu retten.

In aller Eile wagen sich die Solothurner Männer mit ihren Schiffelein in den wilden Aarstrom und rudern den Versinkenden zu Hülfe. Alle werden glücklich aufgefangen, in die belagerte Stadt gebracht, mit trocknen Kleidern versehen, mit Speise und Trank erquickt und sodann dem Herzog Leopold von Oesterreich zugeführt, ohne daß ihnen das geringste Leid widerfahren.

Dieses edle Betragen der wackeren Bürger Solothurns wirkte so mächtig auf den Herzog ein, daß er die Belagerung aufhob und Frieden anbot. Mit einem Geleit von dreißig Mann zieht er selbst in die Stadt, führt dem tapfern Hugo von Bucheck den gefangenen Sohn zu, schließt da den Frieden und hinterläßt den Solothurnern sein herzogliches Banner, das von der Zeit an im Rathhaus aufbewahrt und beim feierlichen Umzug am Charfreitag zum Andenken herumgetragen ward.

Im Jahr 1818 wurde die fünfshundertjährige Gedächtnißfeier dieses schönen, merkwürdigen

Lages zu Solothurn begangen, mit Gottesdienst, Freudenschießen, Freudenmahl, Stadtbeleuchtung und durch milde Gaben für die Armen.

Französisch und Deutsch.

Ein Dorfschullehrer hielt mit seinen Unbefohlenen Sprachübungen und war eben daran, die guten Eigenschaften und Tugenden aus dem Französischen in's Deutsche zu übersetzen.

„La tempérance“, erklärte der Lehrer, heißt, gebt wohl Achtung und merkt euch das schöne Wort: die Mäßigkeit.“

Er übersetzte nun noch einige Wörter und fing sodann an, seiner Schüler Gedächtniß zu prüfen. „Also, du dort, Michel, sag' einmal, was heißt la tempérance auf deutsch?“

„Wiehmäßigkeit!“ antwortete der Knabe mit lauter, vernehmlicher Stimme.

Der neue Pfarrerherr.

In der Kirche des Dorfes Hochbach — ob's im Elsaß oder im Lothringen liegt, kann der Bote nicht bestimmen — wurde ein frischer, junger Pfarrer feierlich vom Herrn Inspector der Gemeinde vorgestellt, und hielt sodann seine Antrittspredigt. Aus mehreren Nachbardsdörfern waren Freunde und Bekannte zu diesem kirchlichen Feste von den Hochbachern gastlich eingeladen worden und kehrten gegen Abend gutes Muths, in sonntäglicher Stimmung, wieder heim.

Der Pfarrerherr eines dieser umliegenden Dörfer, welcher durch seine Amtsgeschäfte verhindert worden der Installation seines jungen Kollegen beizuwohnen, begegnete auf seinem abendlichen Spaziergang einigen seiner von Hochbach heimkehrenden Pfarrkinder, und fragte sie: „Nun, liebe Freunde, wie hat der neue Herr Pfarrer den Hochbachern gefallen?“ Eigenlich wollte er wissen, wie des neuen Mitbruders Predigtweise zugesagt habe.

Ein munteres, lebenslustiges Mädchen hatte jedoch ihres Pastors Frage anders verstanden, und antwortete ziemlich vorlaut: „Er g'fällt ne guet; 's isch e suferer, junger Mann.“

Die kuriose Kaze.

Das witzige Annameijel, das aber nicht Schulb am Pulvererfinden war, hatte ihr Dorf verlassen

und auf Michaelis einen Magdsplatz in der Stadt angenommen. Für die gröberen Arbeiten stellte sie sich gut an, allein mit der Kochkunst gab's gewaltiges Kopfbrechen, und es fehlte nicht an gar dummen Verstößen. Besonders das Wärmen eines schweinenen Rippchens oder Coteletts spielte dem Annameijel einmal einen gewaltigen Streich. Sie legte das Rippchen auf den ersten besten Teller, den sie unter der Hand gefunden und stellte ihn auf die glühenden Kohlen im Herderost. Um keine Zeit zu verlieren, ging sie mittlerweile hinab an den Brunnen Wasser zu holen, traf dort eine andere Magd des Hauses und verplauderte mit dieser einige Minuten. Als sie wieder in die Küche hinaufkam, sah das Annameijel den Teller nicht mehr, aber das Cotelett brodelte ganz prächtig auf den glühenden Kohlen.

„Was doch die Stadtleute für kuriose Kazen haben,“ rief das Annameijel ganz verwundert aus; „da hat ein solches Teufelsvieh mir den Teller weggefressen und das Fleisch liegen lassen!“

Daß ein zinnerner Teller auf dem Feuer verschmelzen würde, daran hatte die unerfahrene Köchin nicht gedacht.

Der verfallene Zins.

Große und schwere Theuerung herrschte ringsumher im Lande, es war im Jahre 1771 auf 1772, und die äußerste Noth drückte die unermittelten Bewohner der Schweiz, in welcher der Ackerbau, der vielen Berge wegen, nicht so allgemein betrieben werden kann wie in ebenen Ländern. Dazumal war es, daß ein reicher Gutbesitzer des Kantons Zürich seine ärmeren Schuldner einladen ließ zu ihm zu kommen, als die Zeit der Zinslieferung erschienen. Mit schwerem Herzen stellten die Leute zur bestimmten Stunde sich ein, in der ängstlichen Erwartung, an ihre Schuld gemahnt zu werden.

Freundlich empfängt sie der reiche Mann, spricht mit ihnen über die allgemeine Noth, äußert sein Mitgefühl über die Leiden und Sorgen der Armen, und ermahnt seine Schuldner zum Vertrauen auf den barmherzigen Vater im Himmel, der sogar den jungen Raben ihr Futter gibt, und sucht ihnen Hoffnung auf baldige, bessere Zeiten einzuslösen. Ohne sich näher zu erklären, bittet er die Schuldner allesamt zum Mittagessen dazubleiben; nach der Mahlzeit wollte er dann das Weitere mit ihnen besprechen.

Die Speisen werden aufgetragen, die Gäste nehmen Platz am großen Tische, doch die drü-

enden Sorgen im Herzen lassen sie nicht freudig das wohlbereitete, kräftige Mahl genießen. Der reiche, gefühlvolle Mann bemerkt solches mit Erbarmen. Er geht in die Nebenstube, kommt bald mit einer Hand voll beschriebener Papiere zurück und sagt lächelnd: „Ich sehe wohl, ihr lieben Leute, daß ihr nicht mit Lust essen und trinken könnt, bis ihr wißt, wie es mit der Bezahlung eurer verfallenen Termine steht. Da hab' ich die Rechnung für Jeden auf einen besondern Zettel geschrieben, und dabei bleib't's, Punktum! Und nun laßt es euch besser schmecken; für die Zukunft wird der liebe Gott schon sorgen und Alles zum Besten hinausführen!“

Immer noch etwas ängstlich nahm jeder der Schuldner seinen Zettel zur Hand; doch schnell wurde der Kummer in Freude verwandelt, als sie sahen, daß Alle die förmliche Quittung für den verfallenen Jahreszins erhalten. Das war ein freudiges Staunen und eine Ueberraschung sonder Gleichen! Heißer Dank entquoll den von schwerer Last befreiten Herzen, und gestärkt und getröstet verließen die guten Leute das voll Sorgen und Kummer betretene Haus!

Die Tochter des Unteroffiziers.

(Mit einer Abbildung.)

Während des siebenjährigen Krieges, den im Laufe der Jahre 1756 bis 1763 der Preußenkönig Friedrich der Große führte, hatte sich ein Artillerist, Namens Sauer, mehrmals rühmlichst ausgezeichnet und dadurch das Wohlwollen seines umsichtigen Feldherrn sich erworben, der ihn, da seine Kenntnisse zu einem höhern Grade nicht ausreichten, bloß zum Unteroffizier ernannte. Nachdem der Hubertsburger Frieden dem langen Blutvergießen Einhalt gethan hatte, vertraute der alte Fritz dem ihm vielgeltenden Unteroffizier Sauer, der ihn durch einen glücklichen Schuß, sammt einigen Generalen, sogar einmal aus großer Lebensgefahr errettet, die Aufsicht über das Fort Preußen, in der Festung Stettin an, woselbst dem müden Krieger gemüthliche Bequemlichkeit und Ruhe zu Theil wurde, nach seinem vielbewegten Kampfesleben. Auch das stille Familienglück sollte er kennen lernen.

In Stettin machte er Bekanntschaft mit einem schönen, braven Mädchen, das im Dienste stand bei dem reichsten Bäckermeister der Stadt, Neumann geheißen. Sauer trug ehrlich und redlich, wie's einem alten Soldaten ziemet, dem

Bäckermädchen Herz und Hand an, und bald darauf wurde die frohe Hochzeit gefeiert. Die Ehe war anfangs ganz glücklich und Zufriedenheit waltete in dem kleinen Haushalt, obgleich die junge Frau wenig oder gar nichts mitgebracht hatte, als ein treues, liebevolles Herz. Doch das Glück ist oft sehr wandelbar, und bereits nach wenigen Jahren starb die gute Frau Sauer und hinterließ ihrem trauernden Gatten drei Kinder, worunter ein Töchterlein, welches ganz das Ebenbild der Mutter war, und daher auch dem alten Unteroffizier zum Trost und zur Freude gereichte.

Die kleine Anna war ein gar liebliches Mädlein, mit ihren blauen Augen, blonden Locken und rofigen Wangen, auf denen schelmische Grübchen eingedrückt waren, sobald sie den Mund zum Lächeln verzog. Dabei hatte sie einen frischen, muthigen Sinn und das beste Herz von der Welt. Als sie zur siebzehnjährigen Jungfrau herangeblüht war, da schaute mehr denn ein Offizier der Garnison verlangend nach der Tochter des alten Sauer, der jedoch in derlei Sachen keinen Spaß verstand und sich ein für allemal die Besuche der jungen Lieutenant's verbat, die unter verschiedenen Vorwänden in seine stille Wohnung sich einzuschleichen suchten. Doch einen besseren Wächter noch als des Vaters Strenge besaß die sittige Tochter an ihrer eigenen Unschuld und an einer angeborenen Würde, vor welcher selbst der Roheste und Leichtsinngigste Achtung und Ehrfurcht empfand.

Auf diese Weise bewacht und beschützt, blieb Anna rein und unverdorben, dem Bilde der Unschuld, der Lillie, gleich, und Niemand wagte sie auch nur mit einem Worte zu beleidigen. Sie führte dem lieben Vater den Haushalt, sorgte für die beiden jüngeren Geschwister und arbeitete vom frühen Morgen bis zum späten Abend wie eine Magd, da, trotz des doppelten Soldes, den der großmüthige, dankbare König seinem alten, wackeren Unteroffizier bewilligt hatte, dieser doch nur eben redlich und ehrlich auskommen und blizwenig in die Sparkasse legen konnte.

Der alte Sauer hätte freilich nur wollen dürfen, und ein ganz erklecklicher Nebenverdienst wäre zu finden gewesen. Der reiche Bäckermeister Neumann, der das Brod für die Besatzung des Forts Preußen lieferte, hatte ihm, als Aufseher, mehr denn einmal schon zu versehen gegeben, daß er nur ein Auge zuzudrücken brauchte, um sich Jahr aus Jahr ein, ansehnlichen Gewinn zu verschaffen. Da war aber der saubere Brodliesserant schön angekommen, und es hätte nicht viel

gefehlt, so wäre der brave Unteroffizier sein Ankläger geworden! Solches geschah jedoch schon bei Lebzeiten seiner lieben Frau, die, wie bekannt, früher bei den Neumann's in Diensten gestanden, und nun um Gnade bat für den schurkischen Bäcker. Ihr zu Liebe hatte Sauer stille geschwiegen, obwohl der ehrlose Antrag tief in der Seele ihn empörte. Um so strenger und gewissenhafter aber versicherte er sich der richtigen Zahl und des Gewichtes der gelieferten Brode. Von jener Zeit an konnte der reiche Neumann den armen, aber ehrlichen Unteroffizier nicht leiden; er schimpfte auf den Bettelstolz des braven Mannes und vermied es mit ihm zusammenzutreffen. Aus diesem Grunde kam er auch niemals wieder in's Fort, sondern schickte seinen einzigen Sohn dahin mit dem Soldatenbrode, und zweimal wöchentlich rollte der Brodwagen regelmäßig über die Zugbrücke zum Festungsthore hinein.

Heinrich Neumann war ein schmucker, gutmüthiger Bursche, von ganz anderem Schlage wie sein aufgeblasener, geldstolzer Vater, also daß der alte Sauer dem jungen Bäcker recht gewogen war, den er von Kindesbeinen an kannte. Und der schönen, züchtigen Anna war der freundliche Heinrich auch nichts weniger als gleichgiltig, und recht gern übernahm sie beim Brodzählen des Vaters Stelle, wenn dieser gerade durch andere Geschäfte daran verhindert wurde. Auf diese Weise lernten die jungen Leuten sich kennen, und aufrichtige, reine Zuneigung und Liebe schlug tiefe Wurzeln in den empfänglichen Herzen. Bald kam Heinrich öfter in's Fort Preußen, als es eben notwendig für seine Brodlieferung war, und fast jedesmal wußte er es so einzurichten, daß er ein oder zwei Stündchen in Sauer's lieber Familie zubringen konnte.

Der alte Unteroffizier merkte nicht gleich von den jungen Bäckern der Schuh drückte, und glaubte steif und fest, er komme nur seinetwegen, um die wunderbaren Kriegsgeschichten anzuhören, welche er gewöhnlich zum Besen gab; doch das hellsehende Töchterlein erkannte besser den wahren Zweck von Heinrich's Besuchen, obgleich sie sich wohl hütete, dem Vater seinen Glauben zu nehmen.

Der reiche Bäckermeister bekam Wind von seines Sohnes außergewöhnlichen Gängen in die Festung, und ohne besonderen Scharfsinn errieth er deren Ursache. Da rollte nun eines Tages der wohlbekannte Wagen mit den Commißbroden in's Fort, und Anna, die seine Ankunft oder vielmehr die ihres Heinrich's sehnlich erwartet hatte, slog zum freundlichen Morgengruße herbei. Mehrmals

schon hatte Heinrich, um das Mädchen zu necken, hinter den hochaufgeschichteten Broden sich versteckt, woselbst er sich gern suchen ließ. Anna bemerkte den lieben Burschen nicht und glaubte wieder an eine Neckerei von seiner Seite.

„Warte nur, du Schelm!“ rief sie schmolle mit lauter Stimme, „daß sollst du mir büßen! Wenn du nicht gleich hervorkommst, so mach' ich dir den ganzen Tag lang kein freundlich Gesicht mehr!“

Aber die schmolle Jungfrau glaubte vor Schrecken und Scham versinken zu müssen, als jetzt hinter den Brodstößen plötzlich ein festes, zornrothes Gesicht, mit finsternen Augen und gerunzelter Stirne, zum Vorschein kam, das keineswegs dem ihres lieben Heinrich's glich.

„Also Sie ist die kecke Dirne, die mir meinen einzigen Sohn verführt hat?“ lautete des alten Neumann's ehrenrührige Frage. „Hab' ich Sie nun ertappt?“

Erschrocken und beschämt stand Anna da vor dem zornigen Bäckermeister. Doch im stolzen Gefühl ihrer Anschuld, faßte sie sich gleich wieder, und schaute mit ihren klaren, blauen Augen dem Zürnenden fest und muthig in's Antlitz.

„Ich weiß nicht, was Ihr sagen wollt,“ sprach sie ganz ruhig und gefaßt.

„Dann muß ich mich schon deutlicher erklären,“ meinte der Bäcker. „Mein Heinrich hat mir Alles gebeichtet, und mir gestanden, daß er Sie liebt und zur Frau nehmen will.“

„Das war ganz recht von Heinrich, und ich lobe ihn darum“, entgegnete Anna. „Ich selbst hab' ihm gesagt, er solle offen und ehrlich mit seinen Eltern sprechen, wie sich's geziemet für einen guten Sohn; denn um Alles in der Welt nicht will ich armes Mädchen mich in Euer Haus und in Eure Familie hineinstehlen. Da sei Gott für!“

„Und die Jungfer glaubt am Ende wohl, daß ich jetzt schnurstracks in die Festung gekommen bin, um bei ihrem gnädigen Herrn Vater ihre Hand für meinen Sohn zu erbitten?“ warf Neumann spöttisch hin.

„Allerdings glaube ich das,“ sprach Anna voll edlen Stolzes, „und ich würde, so lieb mir auch mein Heinrich ist, nimmermehr sein Weib werden, wenn Ihr nicht zuvor mit meinem alten Vater Rücksprache genommen, und wie's der Brauch unter ehrhaften Leuten ist, förmlich um meine Hand angehalten habt. Das ist und bleibt meine Meinung!“

„Immer besser! So was fehlte noch!“ rief ergrimmt der geldstolze Bäckermeister; „das ist ja



Die Tochter des Unteroffiziers.

ein Hochmuth sonder Gleichen! He, Jungfer, wer ist Sie denn? Eine Dirne, die keinen rothen Heller besitzt, die kaum ein ganzes Kleid auf dem Leibe trägt, und deren Mutter vor Zeiten meine Dienstmagd gewesen. Mein Sohn könnte sogar um des Herrn Bürgermeisters Tochter freien, und Sie setzt sich in ihren hochmüthigen Kopf, daß ich, der Bäckermeister Neumann, mein Jawort dazu geben werde, solch' ein armes Ding als meine Schwiegertochter anzusehen? So lang' ich lebe, soll aus dem Korn kein Mehl werden, dafür steh' ich Ihr gut, so wahr ich Neumann heiße!“

Da der Zornige in seiner blinden Wuth ganz laut schrie, und dabei mit seinem dicken Stocke hart auf den Boden schlug, so wurde der alte Sauer, der in seiner Stube geblieben, aufmerksam. Er meinte, es sei Streit entstanden wegen der gelieferten Brode, kam schnell heraus und näherte sich dem Wagen. Bald wurde er, zu seinem bittersten Aerger, eines anderen belehrt, und mit dem größten Erstaunen erfuhr er den ganzen geheimen Liebeshandel. In tiefster Seele verletzt, nahm er Anna bei der Hand, um sie in die Wohnung zu führen, indem er seinerseits stolz und ernst erklärte, nun und nimmermehr seine Zustimmung geben zu wollen zu einer so ungleichen Verbindung, und verbat sich mit strengen Worten, ein für allemal Heinrich fernere Besuche.

Die derbe und barsche Redeweise des alten Soldaten reizte den stolzen Bäckermeister nur noch mehr, und er erlaubte sich ehrenrührige Schmähungen, die den Kriegsmann dergestalt empörten, daß er kurzweg dem Brodlieferanten zeigte, wo der Zimmermann das Loch gemacht, und aller Verkehr wurde für die Zukunft abgebrochen. Die guten, jungen Leuten sahen sich nicht mehr. Auf seines Vaters Geheiß mußte der liebende Heinrich das Fort Preußen meiden wie einen verpesteten Ort, und statt seiner brachte nun einer der Bäckerburschen das Commißbrod, welches Anna, die Tiefbetrübt, nach wie vor in Empfang nahm.

Heinrich jedoch ließ sich nicht so leicht abschrecken; er wollte nun und nimmermehr lassen von dem Mädchen seines Herzens, und sann auf Mittel und Wege, trotz des Vaters strengem Verbot, zum erfreulichen Ziele zu gelangen. Durch Geld und gute Worte gewann er den Gesellen, welcher ohnedies geneigt war, dem stolzen und strengen Meister einen Poffen zu spielen. Unter den abzuliefernden Broden befand sich jedesmal ein besonders bezeichnetes für Anna, in welchem regelmäßig ein Brief mit eingebacken war. Auf

diesem seltsamen Wege bekam das Mädchen die frohe Nachricht, daß Heinrich, trotz aller Drohungen und Verbote, sie immerfort treu und redlich liebte. Er beschwor sie mit glühenden Worten, auch ihm Treue und Beständigkeit zu bewahren; er, seinerseits, werde keine andere Jungfrau zum Weibe nehmen, und wenn sie gleich alle Schätze der Welt besäße.

Ungeachtet dieser Versicherungen und Schwüre treuer Liebe war die gute Anna voll Kummer und Trauer, denn die Aussicht in die dunkle Zukunft schien ihr allzu hoffnungslos. Von dem einverstandenen Gesellen erfuhr sie, daß der alte Neumann damit umging, seinen Sohn sobald als möglich zu verheirathen und bereits seine Wahl getroffen habe, die auf eine reiche und schöne Schiffmannstochter gefallen. Heinrich selbst hatte diese traurige Nachricht in einem Briefe bestätigt, und seine Geliebte zur heimlichen Flucht mit ihm aufgefordert; doch Anna war zu fromm und gut und sittig, um solch' einem verzweifelten Entschlusse beistimmen zu können, und um Nichts in der Welt wäre sie von ihrem lieben, alten Vater auf solch' heimliche Weise gestohlen. Fest und entschieden wies sie Heinrichs Zumuthung ab, doch im Stillen rannen ihre heißen Thränen, und sie befeuchtete ihr unglückliches Schicksal, ihr trauriges Loos, das durch den drängenden Ungestüm des wegen ihres Widerstandes zürnenden Geliebten nur noch verschlimmert wurde. Trotz ihres sonst so festen und resoluten Charakters wurde sie ganz verzagt und kleinmüthig, und mehr denn einmal wünschte sie sich den Tod.

Um eben die Zeit als Anna's Kummer und Verzweiflung auf's Höchste gestiegen, erfuhr sie von ihrem Vater, daß der König von Preußen nach Stettin kommen werde; er sollte große Heerschaue halten und die Festungswerke besichtigen. Mit Liebe und Begeisterung sprach der alte Soldat von seinem Könige, und erzählte, daß er zweimal mit ihm auf dem Schlachtfelde gesprochen. Er war fest überzeugt, daß er sich seiner noch gnädig erinnere. Mit leuchtenden Augen lauschte die Tochter des Vaters Worten.

„Für mein Leben gernmöcht' ich einmal den berühmten König sehen!“ wünschte das Mädchen.

„Das kann leicht geschehen,“ meinte der alte Sauer; „du brauchst nur zur Parade zu gehen, die in einigen Tagen stattfinden wird. Ich gebe dir von Herzen gern die Erlaubniß dazu. Wer weiß, wann wir unsern lieben König wieder zu sehen bekommen! der Kriegsheld ist auch alt ge-

worden und die Kriegsstrapazen sollen ihn gar arg mitgenommen haben.“

„Wird er sich deiner wohl noch erinnern, lieber Vater?“ fragte Anna plötzlich, wie aus einem Traum erwachend.

„Der alte Fritz vergißt Keinen, mit dem er einmal geredet hat!“ sprach stolz der ehemalige Unteroffizier und strich selbstgefällig den grauen Schnurrbart. „Ich wollte darauf wetten, daß er den Artillerist Sauer noch kennt, und wär's nur aus Böhmen her!“

„Vater, meinst du, ich könnte mit dem König auch einmal in's Gespräch kommen?“ forschte Anna gedankenvoll.

„Warum nicht gar! Was fällt dir ein?“ verwies der Vater ganz erstaunt; „wie, zum Kuckuck, bekommst du solch' seltsame Gedanken in den Kopf? Was führst du im Schilde?“

„Jenun, ich habe gehört,“ erwiderte die Tochter ausweichend, „daß der König gegen Jedermann gut und leutselig ist und schon Manchem aus Schwereim Leid geholfen hat.“

„Und das ist die reine Wahrheit!“ bestätigte Sauer. „Auch dem Geringsten schenkt er Gehör und hilft, wo zu helfen ist. Doch, wir hätten nun genug geplaudert und wollen schlafen gehen; um morgen zeitig aufstehen und Alles in Ordnung bringen zu können, damit unser König sieht, daß der alte Unteroffizier der Artillerie stets fix und fertig an seinem Posten steht, im Frieden wie im Krieg. Gute Nacht, Anna, schlafe wohl!“

Mit diesen Worten klopfte Sauer seine von ihm fast unzertrennliche Pfeife aus. Obgleich Anna gerne noch weiter gefragt und geforscht hätte, wünschte sie dem Vater auch eine gute Nacht, und suchte, nachdem sie die jüngeren Geschwister gebettet, ebenfalls ihr Lager auf. Aber lange wollte diesmal der Schlummer nicht kommen; in des Mädchens Kopfe stürmten die wunderbarsten Gedanken und Entschlüsse wirre durcheinander. —

Am nächsten Morgen schon, bevor man ihn erwartet hatte, hielt der alte Fritz seinen Einzug in Stettin und stieg in dem königlichen Palast, auf dem Roßmarkt, ab. Die Truppen versammelten sich zur Musterung, welche zu des Königs größter Zufriedenheit ausfiel und ihn recht vergnügt und heiter stimmte.

Unter dem Gedränge und freudigen Jubel der Stettiner kehrte der geliebte Herrscher in seinen Palast zurück, in und vor welchem kein Mangel war an glänzenden Uniformen. Kammerherren und Leibhufaren verrichteten ihren Dienst vor dem

Zimmer, in dem der König Audienz ertheilte. Mit mehreren anderen Personen, die meistens Bittschriften in der Hand hielten, schritt auch ein hübsches, reinlich, aber ganz bescheiden gekleidetes Mädchen die breiten Marmorstufen des königlichen Hauses hinauf. Ein Kammerherr fragte nach Namen und Stand derer, die mit dem Könige zu sprechen wünschten, und Alles wurde pünktlich aufgeschrieben. Als an das Mädchen die Reihe kam, sagte sie, obwohl schüchtern und hocherröthend, doch mit fester Stimme: „Anna Sauer, Tochter des ehemaligen Unteroffiziers der reitenden Artillerie, gegenwärtig Aufseher des Fort Preußen.“

Und in der That, es war die schmuße, liebende Anna, die sich ein Herz gefaßt hatte dem Könige ihre Noth zu klagen und ihn um seinen hohen Schutz anzusuchen.

Nach Verlauf einer halben Stunde rief der Kammerherr ihren Namen mit lauter Stimme. Dieser Ruf fuhr Anna durch alle Glieder, und sie zitterte anfänglich wie ein aufgeschrecktes Reh. Bald aber gewann sie ihre Fassung wieder; muthig schritt sie durch den großen Saal dem Cabinet zu, in welchem der große Preußenkönig Audienz ertheilte. Da saß der Held in seiner alten und noch obendrein bestaubten Uniform, mit dem abgegriffenen, dreieckigen Hute auf dem Kopfe, und rings um ihn standen seine Generäle und die ersten Beamten der Provinz Pommern in prachtvollen Kleidern mit strahlenden Ordenssternen auf der Brust. Allein trotz seines einfachen, schlichten Aussehens erkannte Anna sogleich den König an dem Adlerblick seiner großen, blitzenden Augen, da hinwieder ihre ausgezeichnete Gestalt, ihr schönes, bald erröthendes, bald erbleichendes Gesicht einen recht günstigen Eindruck auf den alten Fritz machten.

„Wer ist Sie, mein Kind?“ war des Königs freundliche und ermunternde Frage.

„Die Tochter des Unteroffiziers Sauer vom Fort Preußen,“ antwortete Anna bescheiden, indem sie einen tiefen Knix dazu machte.

„Ihr Vater stand bei der Artillerie und hat den siebenjährigen Krieg mitgefochten,“ sprach der König; „ich erinnere mich seiner ganz gut. Sie kommt wohl wegen einer Gehaltszulage für ihn?“

„Nein, Ihre Majestät!“ lautete die Antwort; „mein Vater ist mit seinem Gehalt ganz zufrieden. Ich bin ohne sein Wissen und in meiner eigenen Angelegenheit hiehergekommen.“

„So, so! Was kann ich denn für Sie thun?“

„Ihre Majestät sollen mir gnädigst helfen.“

Mein Vater hat schon oft gesagt, daß der große König Friedrich Alles kann, wenn er nur will!"

"Da müßt' ich ja der liebe Gott selber sein, und so weit hab' ich's noch nicht gebracht. Weil aber Ihr Vater immer ein braver Soldat gewesen ist, und Gut und Blut für mich eingesetzt hat, so will ich Ihr gern helfen, muß jedoch zuerst wissen, was Sie eigentlich will."

"Das kann ich Ihrer Majestät nur ganz allein sagen," meinte das Mädchen, frisch erröthend, indem sie verlegen auf die vielen neugierig sie betrachtenden Herren blickte.

Lächelnd schüttelte der König den Kopf, denn das Ding kam ihm sonderbar vor. Doch er war gut und gnädig gestimmt. Auf seinen Wink entfernten sich die Anwesenden alle, und Anna stand nun ganz allein da vor dem alten Fritz, auf den sie fest ihre Hoffnung gebaut. Tief bewegt, mit Thränen in den schönen Augen, erzählte sie ihm aufrichtig und einfach die Geschichte ihrer unglücklichen Liebe und ihrer Seelenleiden. Der greise König fühlte sich seltsam und mächtig ergriffen von den herzlichen Worten der weinenden Jungfrau, deren liebliche Erscheinung ihn mächtig ansprach. Freundliche Erinnerungen aus seiner eigenen Jugendzeit tauchten empor; gefälliges Lächeln umschwebte seine Lippen und ein jugendlicher Schimmer durchstrahlte seine kühnen Heldenaugen. (Siehe die Abbildung Seite 35.)

Anna war nun fertig mit ihrer Erzählung, und während einiger Augenblicke schaute der König mit herzlichem Wohlgefallen sie an. Endlich sprach er: "Sie ist ein gutes Kind! Gerne will ich Ihr helfen; Ihr kindliches Vertrauen zu mir verdient, daß ich mich Ihrer annehme. Einstweilen kann Sie abtreten und in dem Nebenzimmer dort warten, bis ich Sie wieder rufen lasse. Verliere Sie daher Ihre frohe Hoffnung nicht!"

Ehe der König solches hindern konnte, hatte Anna seine Hand erfaßt und geküßt. Als er sie zurückzog, glänzte eine Thräne auf derselben, eine Thräne des Dankes und der Hoffnung.

Ehrerbietig sich verneigend, begab sich Anna in das bezeichnete Zimmer. Der König ließ sein Gefolge wieder eintreten und gab einem Adjutanten den leisen Befehl, sogleich den Bäckermeister Neumann sammt seiner Frau und dem Sohne nach dem Palast zu beschicken.

Diese plötzliche Vorladung war ein Blitzstrahl aus heiterer Luft für den reichen Bäckermeister, und der Schreck fuhr ihm durch alle Glieder. Das nicht immer richtige Gewicht der gelieferten Commißbrode drückte nun schwer sein Gewissen,

denn er wußte, daß in solchen Dingen der strenge und gerechte König keinen Spaß verstand, und befürchtete schon im Voraus eine donnernde Strafpredigt, wo nicht gar Beschlagnahme seines ganzen Vermögens und einige Jahre Festungshaft obendrein. Darum kam er mit Zittern und Zagen, in Begleitung seiner Familie und des Adjutanten, nach dem königlichen Schlosse, wo sogleich der junge Neumann zuerst in das Audienz-Cabinet gerufen wurde.

"Er heißt Heinrich?" fragte der König den erstaunten Jüngling; "Er liebt die Tochter des Unteroffiziers Sauer vom Fort Preußen? Will Er das Mädchen ernstlich und redlich zur Frau haben?"

"Von Herzen gern!" rief der überraschte Heinrich, und bog voll Ehrfurcht das Knie vor dem Könige.

"Nur hübsch gerade gestanden wie ein Soldat!" rief der alte Kriegsheld. "Ich sehe schon, Er ist ein braver Bursche, der das kluge und schöne Mädchen verdient. Jetzt aber geh' Er in das Zimmer dort, wo Er angenehme Gesellschaft finden wird. Nun kommt die Reihe an Seine Eltern; denen muß ich den Kopf waschen und den Text lesen."

Freudig gehorchte Heinrich dem königlichen Befehl, der ihn zu seiner Anna führte, die er schon seit gar langer Zeit nicht mehr gesehen hatte. Beide mußten sich viel zu erzählen, daß sie kaum ein Ende finden konnten.

Kaum war Heinrich abgetreten, da ließ der König Vater und Mutter hereinrufen, die einen tiefen Knix um den andern machten und vor Angst und Respekt sich kaum getrauten aufzublicken.

"Ist Er," fragte der alte Fritz, "der Bäckermeister Neumann und dieß hier Seine Frau?"

"Zu dienen, Ihre Majestät!" stotterte Neumann, an allen Gliedern zitternd wie Espenlaub.

"Wie ich höre, habt Ihr einen Sohn, einen braven und tüchtigen Burschen?"

"Es ist unser einziges Kind!" rief die Bäckerin. "Ihre Majestät wollen ihn uns doch nicht nehmen und zum Soldaten machen?"

"Hab' keinen Gedanken daran. Ich will Euerm Sohn ein schönes, braves und reiches Mädchen zur Frau geben. Seid Ihr damit zufrieden?"

"Wenn Ihre Majestät befehlen!" antwortete Neumann, dem ein schwerer Stein vom Herzen fiel.

"Befehlen? Nein, zwingen läßt sich so was nicht. Es soll mir lieb sein, wenn Ihr aus freien Stücken einwilligt," sprach der König. "Ich will

Euch einmal Eure zukünftige Schwiegertochter zeigen, und hoffe, Ihr werdet mit meiner Wahl zufrieden sein.“

Auf des Königs Wink öffnete sich die große Flügelthür des Nebenzimmers, und Hand in Hand traten Heinrich und Anna freudestrahlend heraus. Das hübsche, junge Brautpaar wurde von allen den vornehmen, besternten Herren wohlgefällig und lobend begrüßt; nur die alten Neumann's machten ein verdrießliches Gesicht und konnten ihre Unzufriedenheit nicht verbergen.

„Ihre Majestät haben gewiß nur gescherzt!“ störtete der reiche Bäckermeister voll Angst und Aerger. „Die Jungfrau hier ist ja so arm wie eine Kirchenmaus, und mein Sohn bringt blanke Thaler mit in die Ehe. Da kann ich mein Jawort unmöglich halten!“

„Er ist ein hochmüthiger, präziger Geldmann, der keinen Funken Ehre im Leib hat!“ fuhr der alte Fritz zornig auf, „und wahrlich, nicht ihm zu Liebe übernehme ich des Mädchens Aussteuer, im Verein mit diesen drei Herren hier.“ Er wies auf den Herzog von Bayern, den Fürsten von Anhalt und den General von Treskow. „Achttausend Thaler werden wir Viere doch wohl zusammenbringen und obendrein den Hochzeitschmaus bezahlen können! Nun will ich hoffen, daß Er nichts mehr gegen diese Verbindung einzuwenden hat. Also, kurz und gut, Ja oder Nein?“

„Ja! Ja! Ihre Majestät!“ riefen Bäcker und Bäckerin zu gleicher Zeit, und traten auf Anna zu, um sie zu umarmen. Allein die Tochter des alten Unteroffiziers zog sich, zu ihrer größten Ueberraschung, einen Schritt zurück und schaute sie kalt, fest und stolz an. Hierauf wandte sie sich gegen den gütigen König und sprach mit innigerführter Stimme: „Ich danke Ihrer Majestät für die mir bewiesene Gnade, die ich einzig und allein dem Verdienste meines lieben Vaters zuschreiben habe, das er sich einst auf den blutigen Schlachtfeldern erworben. Nicht mir, sondern ihm allein gehört das Geld, welches Ihre Majestät und diese Herren mir zur Mitgift gütigst versprechen. Auch habe ich neulich, von vornherein, dem Hrn. Bäckermeister bestimmt und bündig erklärt, daß ich seinem Sohne, so viel Liebe ich auch für ihn im Herzen trage, nun und nimmermehr meine Hand reichen werde, wenn er, als sein Vater, nicht zuvor bei meinem Vater förmlich um mich anhält, wie's sächlich und der Brauch ist bei rechtlichen Leuten.“

„Das versteht sich von selbst!“ billigte der König. „Ich sage nochmals, Sie ist ein gutes Kind,

Anna, und eine fromme Tochter; darum soll auch der Bäckermeister Ihrem Willen entsprechen. Solches ist mein königlicher Wille!“

Und der reiche, stolze Bäckermeister mußte sich fügen, obgleich heimlicher Ingrim, etwas schwächer wohl als vorher, und immer schwächer, in seinem Herzen kochte.

„Ich will Alles thun,“ sagte er, „was Ihre Majestät befehlen und die Jungfrau von mir verlangt. Was die achttausend Thaler betrifft, so kann sie der Unteroffizier als sein eigen behalten. Der alte Neumann hat ja doch genug für sich, seine Frau und seine Kinder; und sogar die Enkel werden nicht leer ausgehen! Ich hoffe, eine brave und tüchtige Schwiegertochter in's Haus zu bekommen, der das Herz am rechten Fleck sitzt. Alles was ich hier gesehen und gehört habe, fängt an mir einzuleuchten. Das Mädchen ist in der That ein gutes Kind und eine fromme Tochter, wie Ihre Majestät soeben zu sagen geruhen! Ich war mit eitel Blindheit geschlagen, und bekenne meine Schuld!“

„Das heiß' ich einmal gesprochen!“ rief der alte Preußenkönig lobend, „gesprochen wie ein Ehrenmann, und ich fange an Respekt vor Ihm zu bekommen, Meister! Aber die achttausend Thaler sollen doch Anna's Aussteuer sein, und für ihren braven Vater wird sich schon ein Ruheposten finden, wenn er einst den Dienst verlassen will. Er hat immer noch 'was bei mir zu gut, denn durch einen glücklichen Schuß hat er mich im Böhmenland aus großer Gefahr gerettet! Grüße Sie, Jungfer Braut, Ihren wackern Vater bestens von seinem alten König, der seiner immer mit Wohlwollen gedenket. Und hiemit Punktum!“

Mit gnädigstem Lächeln verabschiedete der alte Fritz das hübsche, glückliche Brautpaar und Heinrich's Eltern. Der sonst so geldstolze Bäckermeister war durch des Königs Huld und Güte wie umgewandelt, und wollte sein gegebenes Versprechen gleich auf der Stelle erfüllen. Vater und Mutter, Sohn und zukünftige Schwiegertochter begaben sich schnurstracks in's Fort Preußen, wo der alte Unteroffizier bereits anfang Sorgen zu fühlen wegen Anna's ungewöhnlich langem Ausbleiben, und nun gar große Augen machte beim Anblick des ganz unerwarteten Besuchs. Aber größer noch wurde sein Erstaunen, als jetzt der Bäckermeister, in aller Form, um Annas Hand für seinen Heinrich anhielt, und die Tochter mit geläufiger Zunge das im Palast Vorgefallene erzählte, und wie gnädig sich der König über seinen ehemaligen Unteroffizier geäußert.

„Hoch lebe der alte Frit!“ rief Sauer in jugendlicher Begeisterung.

„Hoch! dreimal hoch!“ jubelte Neumann, „und unsere Kinder dazu!“

Bersöhnt reichten die beiden Männer sich die Hand; die Mutter weinte Freudenthränen, und die jungen Leuten drückten sich glücklich den Verlobungskuß auf die Lippen. Alle waren überglücklich!

Die Kuhhirtenwahl.

In einem Dorfe aus der Umgegend von Straßburg, — dessen Namen der Bote nicht öffentlich im Kalender nennen will und bloß die Bemerkung macht, daß es das erste ist, wenn man zum Fischerthor hinauswandert, — sollten einmal die Bürger zur Wahl eines neuen Kuhhirten schreiten, was nichts Geringses ist in einem kuhreichen Dorfe, das die Straßburger Kaffeemäuler reichlich mit fetter Milch versorgt. Die wichtige Besprechung der durchaus nothwendigen Eigenschaften eines guten Aufsehers und Befehlshabers der Kuhherde fand in einem Wirthshause statt, dessen Schild dem Boten nicht genannt worden.

Jedermänniglich kam darin überein, daß man einen Kuhhirten ernennen müsse, der alle Leute des Dorfes und seine Wege und Stege kenne; sonst wär's eine verfehltete Wahl, denn mit einem Dorffremden richte man nichts Gutes aus.

Der witzige Ferri, der allein und abgesondert in einer Ecke der Wirthsstube saß, hörte ruhig und aufmerksam den parlamentarischen Verhandlungen zu, und als es auf einige Augenblicke stille geworden in der beratenden Versammlung, da gab er auch seine Meinung zu erkennen in folgenden Worten: „Mit Verlaub, ihr Herren, wir könnten da Niemand besser gebrauchen als den Kantondoktor; der könnte das Kuhhirtenämtdchen mit seinem Amte füglich verbinden; es würde ihm noch ein Stückchen Geld eintragen, das er wohl verdient, weil doch so Viele im Dorfe krank werden, die ihm mit dem besten Willen nichts für seine saueren Mühlen geben können, und wieder Andere, die's machen könnten, nichts geben wollen. Die Kuhhirtenstelle käm' ihm gewiß recht gelegen und würde ihm ein wenig unter die Achseln greifen und auf die Beine helfen. Meine Stimme“, so schloß der Ferri seine gutgemeinte Ansprache, „geb' ich dem Kantondoktor und spreche gut für ihn. Er kennt das ganze Dorf durch und durch, bis an die entlegensten Häuser, weiß zudem mit dem Vieh gut umzugehen, denn

auch mich hat er schon in Krankheiten meisterlich behandelt.“

Der Kantondoktor, dem diese wohlmeinende Empfehlung des Ferri's zu Ohren gekommen war, mußte herzlich lachen über diese schmeichelhafte Fürsprache, ohne dem Ferri deswegen gram zu werden.

Das Stücklein hat der Bote nicht aus der Luft gegriffen, sondern es hat sich zugetragen in That und Wahrheit. Er könnte sogar seinen Gewährmann nennen, wenn's nothwendig wäre.

Der Schankeljakob.

(Mit einer Abbildung.)

Wärest du geneigt, lieber Leser, mit dem Boten auch einmal in Gedanken weit, weit fort, nach Norwegen zu ziehen, diesem fernen Lande, im nördlichsten Theile Europa's gelegen, und einerseits von den Wogen des Eismeeres bespült? Unserem sind diese Nordländer doch wenig bekannt, obgleich sich's wohl der Mühe lohnen würde daselbst eine kleine Umschau zu halten und ihre wilden, großartigen und wunderbaren Naturschönheiten anzustauen, die ganz ihre eigenthümlichen Charakter haben. Bekanntlich gehört Norwegen den Schwedenkönigen an, bildet aber für sich ein besonderes Königreich und hat seine eigenen bürgerlichen Gesetze und Einrichtungen. Nun, wir wollen die weite Reise wagen, und als ungefährete Zuschauer einer Bärenjagd beiwohnen, die vor noch langer Zeit in einem Fichtenwald, bei dem Städtchen Lammigen, im Bisthum oder Stifte Bergen gelegen, stattgefunden.

„Lebt wohl, Vater und Mutter! Auf baldiges, glückliches Wiedersehen, so Gott will!“ sagte Jakob, ein junger, rüstiger Bauer, zu seinen Eltern, drückte ihnen zum Abschiede herzlich die Hand, und ging, mit der Flinte auf der Schulter und der Art an der Hüfte, hinaus in den Forst, der einem Großbauern, Namens Lem, angehörte, und in welchem die Bären ihr Wesen trieben. Jakob hoffte eines oder das andere dieser wilden Thiere zu erlegen und dadurch einen guten Taglohn zu verdienen. Er hatte wirklich auch das Glück einen jungen Bären, der allein im Fichtenwalde herumstreifte, eine tödtende Kugel in den Kopf zu jagen. Mit lautem, schmerzlichem Gebrüll wälzte sich das Thier in seinem Blute, und der Bärenjäger trat hinzu, um ihm mit der scharfen Art vollends den Garau zu geben.

Das Wehgeschrei des jungen Bären aber hatte



Der Schankeljakob.

die in der Nachbarschaft weilende Mutter gehört, und plötzlich schallte dem Jäger ihr zorniges, wuthentbranntes Gebrüll in die Ohren. Bevor er noch seine Flinte wieder frisch geladen hatte, zog Jakob unentschlossen sich zurück, während die Bärin auf ihr Junges zuelte, das dem Verenden nahe. Vergeblich beleckte sie den todtten Liebling und stürzte nun mit offenem Rachen und zornfunkelnden Augen auf den erschrockenen Schützen los, der in seiner Todesangst nichts Besseres zu thun wußte, als schnell einen hohen Fichtenstamm als Rettungsanker zu ersteigen.

Kletternde Bären kennt man in Norwegen nicht, was aus zweierlei Ursachen herrühren mag: erstens liefern dort die Baumstämme keinen den Bären so angenehmen wilden Honig, und zweitens sind die Fichten, bis hoch hinauf, schlank und glatt und abschloß, und bieten keine günstige Gelegenheit zum Erklettern.

Jakob hatte glücklich den augenblicklich rettenden Baum erstiegen und wollte vor allen Dingen seine Flinte wieder laden, um von diesem hohen Standpunkt herab auf die wüthende Bärenmutter zu schießen; zum Unglück jedoch hatte er in der Eile seinen Ladstock fallen lassen, so daß ihm dieser Ausweg zur Rettung abgebrochen war.

Blutegelartig sich verlängernd und ihre kräftigen Glieder ausreckend, hatte die Bärin ihre Klauen in die Borke des Fichtenstammes wüthend eingeschlagen, ohne daß ihr aber das Erklettern gelungen wäre. Ein norwegisches Sprüchwort sagt, der Bär hat die Stärke von zehn und von zwanzig Mann, und auf diese ihre Kraft bauend, fängt plötzlich die blut- und rachgierige Bärenmutter an, mit den gewaltigen Vordertaken am Fuße des Baumes zu scharren und zu wühlen, daß die Grundschollen rings umher fliegen wie Kartätschenfugeln in der Schlacht, und so oft sie einen Wurzelzweig bloß gescharrt hat, beißt sie denselben mit ihren scharfen Zähnen entzwei. War's schon dem geängstigten Jakob nicht ganz heimlich und gemüthlich bei dem Treiben der Bärin, deren Plan ihm klar wurde, so verlor er vollends alle Hoffnung und allen Muth, als gar noch zwei große Bären aus dem Dickicht hervorbrachen und der zornigen Mutter in ihrer Rachearbeit halfen.

Die Liebe zum Leben trieb den unglücklichen Jäger bis in den obersten Wipfel des bedrohten Baumes hinauf; aus Leibeskräften rief er um Hülfe, aber keine ermutigende Antwort ließ sich hören, nichts als das dumpfe Drummen der drei

Bären, dieser zottigen Gesellen, die mit aller Macht an dem Wurzelwerk und dem Gerölle hantierten. Schon hatten sie den Felsboden ganz bloß gelegt und nur noch die starke, in denselben hineingetriebene, festverwachsene Pfahlwurzel des Baumes trozte dem scharfen Gebiß.

Die Pfahlwurzel allein hielt die Fichte noch aufrecht, deren Wipfel aber, in welchem der verzweifelte Bärenjäger sich anklammerte, zu schwanken und zu schaukeln begann, in immer stärker werdenden Schwingungen. Bereits versagte dem armen Jüngling die Stimme ihren Dienst, er war ganz heiser geworden, hatte jegliche Hoffnung verloren und ergab sich mit stillem Herzensgebet in sein Schicksal und bereitete sich zum fürchterlichen Tode durch das wilde Gethier vor. (Siehe die Abbildung, S. 41).

Da, auf einmal, hört er Peitschengeknall und das Rollen eines nahenden Wagens. Aus seiner beklommenen Brust drängten sich die freudigen Worte: „Gott sei Lob und Dank!“ —

Auch die Bären hatten das Pferdegewieher und den herankommenden Wagen gehört; sie wurden stußig und hielten mit ihrer Zerstörungsarbeit inne. Vier Holzbauern, mit Aexten bewaffnet, schritten muthig und entschlossen durch den Wald daher, dem Fichtenbaume zu, dessen sonderbares Schaukeln und Schwingen sie von fern bemerkt hatten. Nun war für den hartbedrängten Jakob die Erlösungsstunde gekommen! Beim Herannahen der unerschrockenen Männer hielten's die Bären für's Beste den Rückzug anzutreten, doch thaten sie's nur langsam und höchst ungerne und gezwungen, von Zeit zu Zeit sich umschauend voller Unmuth und Groll.

Es dauerte eine gute Weile bis der todtmüde, ganz erschöpfte Bärenjäger wieder auf festem Grund und Boden stand, denn ihm auf dem schwankenden Baume, der dem Umstürzen nahe war, zu Hülfe zu kommen, war nicht rathsam.

Mitleidig nahmen seine Lebensretter sich des armen Jakobs an und brachten ihn auf ihrem Wagen, sammt dem von ihm erlegten Bären, glücklich zurück in die ilterliche Wohnung, wo Schrecken und Freude zu gleicher Zeit einzogen, mit denen sich inniger Dank gegen Gott vereinigte für die wunderbare Rettung aus großer Lebensgefahr.

Durch sein verzweifeltet Hülferufen hatte sich Jakob so sehr erschöpft und heiser geschrien, daß er einen ganzen Monat lang kein lautes Wort mehr hervorbrachte, auch litt er noch während geraumer Zeit an Schwindelanfällen und wird bis auf den heutigen Tag, zur Erinnerung an

sein bestandenes Abenteuer im bärenreichen Sichtenforst, der Schauljakob genannt, ein Name, den der Bote zum Titel gewählt hat für diese wahre Erzählung.

Die geheimnißvollen Engländer.

Im Jahr 1767 landeten eines Tages zwei Engländer in der Stadt Calais, an der Meerenge gleichen Namens gelegen, die Frankreich und England von einander trennt. In dem Kriege, welcher gegen die Mitte des vierzehnten Jahrhunderts zwischen diesen beiden Ländern entbrannt war, deren damalige Könige Philipp IV und Eduard III geheißen, gerieth die Stadt Calais nach langem, heldenmüthigem Widerstand in die Gewalt der Engländer, die sich daselbst über zweihundert Jahre hindurch als Sieger behaupteten. Unter der Regierung Heinrichs II, Königs von Frankreich, gelang es seinem Heerführer, dem Herzog von Guise, die Britten aus der eroberten Stadt endlich wieder zu vertreiben. Solches geschah um's Jahr 1552.

Nach dieser historischen Einleitung schauen wir uns wieder nach den beiden Engländern um, von denen zu Anfang die Rede gewesen.

Obgleich sie sehr fein und vornehm angezogen waren, stiegen sie doch in einem ganz bescheidenen Wirthshause ab und nahmen daselbst Quartier. Der Wirth, Dulong genannt, erwartete jeden Tag, daß seine Gäste, die er für 'was Rechtes hielt, nach Paris abreisen würden, doch diese trafen durchaus keine Anstalten; ihr einziger Zeitvertreib war die Jagd.

Tag um Tag, Woche um Woche vergingen. Meister Dulong konnte gar nicht klug daraus werden, was die beiden Engländer eigentlich im Schilde führten; bald hielt er sie für Abenteurer oder Spione, bald für harmlose Narren, denen's ein wenig im oberen Kapitel rappelte. In dieser letzten Meinung wurde er noch bestärkt, als sie ihn eines Tages hinauf in ihr Zimmer beriefen und ihm erklärten, daß sie vermuthlich noch längere Zeit in seinem Hause verweilen werden, „doch,“ setzten sie hinzu, „sind wir gleich recht zufrieden mit Eurer Aufwartung und Kost, so behagt es uns doch gar nicht, daß alle Eure Zimmer auf die Straße hinausgehen, deren Lärm uns sehr stört. Euer Garten aber, hinten am Haus, ist still und freundlich gelegen; gern würden wir die Hälfte der Unkosten zahlen, wenn Ihr uns dort in die Ecke bei der alten Mauer ein kleines Häuschen mit zwei Zimmern wolltet bauen lassen.“

Meister Dulong, der Wirth, fand den englischen Einfall zwar höchst sonderbar, doch hütete er sich wohl, durch eine Weigerung zwei Gäste zu verlieren, die so großmüthig und freigebig allabendlich ihre Rechnung bezahlten.

Das kleine Gartenhaus ward binnen kurzer Zeit aufgeführt und mit dem nöthigen Zimmergeräthe versehen.

Zwei Monate schon bewohnten die sonderbaren Engländer das eigens für sie erbaute Häuschen, als sie eines Morgens zum Wirth sagten, sie wollten einen großen Jagdausflug machen, und in der That standen sie vor ihm in ihren Waidmannskleidern, die großen Jagdtaschen schwer bepackt. Sie übergaben Meister Dulong den Schlüssel ihrer geheimnißvollen Wohnung und verabschiedeten sich dann, begleitet von ihres Wirthes besten Wünschen, mit dem sie Alles in Richtigkeit gebracht hatten.

Kopfschüttelnd, doch innerlich zufrieden sich die Hände reibend, sah Meister Dulong seinen unerklärlichen Britten nach, und harrete dann geduldig ihrer Rückkehr. Aber Tag um Tag verstrich, und die Jäger kehrten nicht wieder. Endlich entschloß er sich, von dem anvertrauten Schlüssel Gebrauch zu machen und in das Häuschen im Garten zu gehen. Auf dem Tische des ersten Zimmers lag ein Brief, an Herrn Dulong adressirt, folgenden Inhalts:

„Lieber Herr Wirth, ohne Zweifel wißt Ihr, daß Eure Stadt Calais zweihundert und zehn Jahre lang den Engländern angehörte, und endlich vom Herzog von Guise wieder erobert wurde, welcher den Engländern that, was unser König Eduard III den Franzosen gethan; er bemächtigte sich nämlich ihrer Güter und verwies sie aus dem Lande. Kurze Zeit vor unsrer Abreise nach Frankreich entdeckten wir unter den Familienpapieren die Schrift eines unsrer Vorfahren, welcher früher einst Besitzer dieses Hauses hier in Calais gewesen. Durch dieses Dokument erfuhren wir, daß bei der Uebergabe der Stadt an die Franzosen, unser Ahnherr, in der Hoffnung wieder einmal nach Calais zurückzukehren, eine große Summe Geldes in seinem Hausgarten vergrub, einige Schritte von der Mauer. Alles war so genau beschrieben, daß wir an dem Gelingen unsres Plans, das Geld auszugraben, nicht zweifeln konnten, allein das Schwierigste dabei war, kein Aufsehen zu erregen. Darum ließen wir zur Hälfte auf unsre Kosten dieses Häuschen hier mit den beiden Zimmern bauen, was uns das Ausgraben der Erde heimlicher Weise sehr erleichterte. Die Geldkiste haben wir richtig

gefunden, sie geleert, und lassen Euch dieselbe nun zum Andenken zurück. Schließlich wünschen wir Euch, Herr Birth, viel Glück und rathen Euch, als gute Freunde, künftighin den Reisenden bessern Wein vorzusetzen und weniger hohe Rechnungen zu machen. Gehabt Euch wohl!"

Nach Durchlesung dieses Briefes konnte Meister Dulong kaum von seinem schmerzlichen Erstaunen zurückkommen und rief, sich unwillig hinter den Ohren kratzend, aus: „Diese vertrackten Engländer sind doch keine so großen Narren gewesen! Wenn ich um den vergrabenen Schatz gewußt hätte, so wäre ich jetzt ein reicher Mann!"

Umsonst heißt es nicht: „Wer Alles wüßte, wäre bald reich!"

Eine Postreise.

Das ehemalige Herzogthum Liefland, mit seiner Hauptstadt Riga, eine heutige russische Provinz, zieht sich am Baltischen Meere hin, und die braunen Landbären sind in dieser fernen, nördlichen Gegend keine Seltenheit; sie werden aber größtentheils eingefangen, gezähmt und von Bärenführern auf Kunstreisen mitgenommen.

Da begab es sich einmal, daß ein Bärenführer einen heimwärtsfahrenden Postknecht bat, ihn aufzunehmen gegen einen Schluck Branntwein. Der Handel wurde geschlossen, der Bär hinten am Postschlitten angebunden, so daß die Pferde ihn nicht sehen konnten, man setzte sich ein und fuhr lustig und wohlgemuth weiter. Willenlos, mit seinem Schicksal zufrieden, trabte Meister Pez hintendrein. Beim ersten Krüge oder Birthshaus wurde Halt gemacht, und die beiden Männer gingen hinein, um den beliebten Schnaps zu trinken.

Unterdessen witterte der angebundene Bär einen Brodsack im Schlitten, der dem Postillon gehörte, und kletterte hinein, um Musterung zu halten. Kaum aber erschien das zottige Ungeheuer im Schlitten, so wurden die drei Postgäule von so großer Angst und Schrecken ergriffen, daß sie plötzlich Reißaus nahmen, als gälte es ein Wettrennen. Der Bär verlor jedoch seine Fassung und Geistesgegenwart nicht, sondern stellte sich auf die Hinterfüße mitten in den Schlitten und klammerte sich mit den Vorderextas am Sitzbrette fest, um welches der Postillon die Pferdeleimen oder Leitfeln zur Vorsicht geschlungen hatte. Im vollen Tagen ging's vorwärts. Es war eine drollige Postfahrt auf nicht ganz ebener Straße!

Der Bär, der in seinem ganzen Leben noch nie die Ehre gehabt mit der Post zu fahren, wackelte und schaukelte in Todesängsten auf dem ungewohnten Fuhrwerke hin und her. Die kleine, am Schlitten befestigte Postglocke tönte in vollen Klängen und rief von allen Seiten Leute herbei, die der komischen Fahrt, einer wahren wilden Jagd, nachstarrten. Wie rasend flogen und jagten die drei Pferde mit dem bärbeladenen Schlitten dahin, an Dörfern und Höfen vorüber, bis sie endlich den heimathlichen Poststall erreichten, über und über mit Schweiß und Schaum bedeckt.

Der arme Bär aber, welcher diesen Schrecken ohne seinen Willen ihnen eingejagt, war ganz schwindlicht und verduzt von seiner außergewöhnlichen Fahrt im Postschlitten. Als der Postillon und der Bärenführer athemlos und erschrocken an der Poststation anlangten, waren sie gleich wieder beruhigt und erfreut, Alles in guter Ordnung zu finden. Doch die Bärenfahrt kam ihnen niemals aus dem Gedächtniß. Was doch ein Schluck Branntwein verursachen kann!

Der bestrafte Betrüger.

Ein französischer Graf, der zur Zeit der ersten Revolution aus seinem Vaterlande gewandert war, um der nur allzuthätigen Guillotine zu entfliehen, siedelte sich in einem westphälischen Städtchen an. Der Winter war vor der Thür, und da er wohl dachte, derselbe werde in diesem Lande strenger sein als in Paris, so nahm sich der Graf vor, eine gute Ladung Brennholz zu kaufen.

Da fuhr eben ein Bauer mit einem Wagen voll Brennholz unter seinen Fenstern vorbei. Der Emigrant rief ihn an und fragte nach dem Preise seiner Waare. Als der Bauer merkte, daß er es mit einem Fremden zu thun hatte, machte er sich kein Gewissen daraus ihn zu überfordern. Er pries sein Holz über alle Maßen und versicherte, er könne solches nicht unter drei Louisd'or abgeben. Der Franzose, voll Vertrauen in die Ehrlichkeit des Mannes, kaufte das Holz und bezahlte bar.

Heimlich lachend über seinen guten Kniff ging der Bauer davon und erzählte rühmend im nächsten Bierhause wie schlaue er den vornehmen, französischen Herrn hinter's Licht geführt habe.

Der Bierbrauer aber war ein ehrlicher, gerader Mann, und machte dem gewissenlosen Holz-

verkäufer scharfe Vorwürfe ob seines unredlichen Benehmens.

„Das geht Euch ja von Haut und Haaren nichts an!“ meinte grob der Bauer; „das Holz war mein, und ich hab' das Recht dafür zu fordern so viel ich will. Der Herr war ja nicht gezwungen es zu kaufen!“

Der Bierwirth würdigte den Bauersmann keiner Antwort mehr; als er aber nach seiner Zeche fragte, erhielt er den kurzen Bescheid: „Drei Louisd'or.“

„Was! seid ihr von Sinnen!“ tobte der Bauer; „drei Louisd'or für eine Flasche Bier und Brod und Käse! das geht über's Bohnenlied, und ich zahl's nun und nimmermehr!“

„Wurst wider Wurst!“ entgegnete ruhig der Bierbrauer; „die Waare war mein, und ich kann dafür fordern so viel ich will. Wenn's euch nicht so behagt, so könnt Ihr mich vor's Gericht nehmen. Entweder, oder, und damit Punktum!“

Und die Streitfrage mußte der Richter wirklich entscheiden, der, nachdem ihm der Bierwirth, der Wahrheit getreu, Alles erzählt hatte, den Bauer verurtheilte, die drei Goldstücke, die er von dem französischen Grafen auf so betrügerische Weise erhalten, dem Brauer zu geben. Dieser nahm sie richtig in Empfang, bezahlte dem Bauer, nach Abzug der Zeche, den wahren Werth des verkauften Holzes, und suchte dann den hintergangenen Fremdling auf, dem er den Rest des Geldes einhändigte, mit der freundlichen Bitte, er möge die Westphäler nicht schlecht beurtheilen, weil einer derselben gegen ihn ein gewissenloser Betrüger gewesen.

Etwas vom Tabakbau in Algerien und ein Stücklein dazu.

Eines der Haupterzeugnisse des zu Frankreich gehörigen Algeriens ist der Tabak, welchen unsre Elsäßer- und Pfälzerkolonisten meisterhaft zu bauen verstehen und gute Geschäfte damit machen, denn der Erlös dafür ist oft sehr beträchtlich. Der Tabakbau ins Große besteht daselbst noch keine zwölf Jahre, und schon kauft die französische Regie, zu deutsch, die Verwaltung der indirekten Steuern, jährlich gegen sechs Millionen Kilogramm, oder 60,000 metrische Centner, in unserer nordafrikanischen Kolonie an, was etwa der fünfte Theil des Gesamtverbrauchs in ganz Frankreich ausmacht. In der Provinz Algier, der tabakreichsten der drei Provinzen Algeriens, wird der Tabak zu Hussein-Deu, in der Nähe der Stadt Algier, abge-

liefert. Die erste Qualität wird mit 130 Franken bezahlt, die zweite, mit 110, und die dritte, mit 90 Franken der metrische Centner. Für den sogenannten Tabak non marchand erhalten die Pflanzler 20 bis 60 Franken.

So kam auch vor zwei oder drei Jahren ein stattlicher Tabakbauer — der daneben aber weder Weizenacker, noch Weinberg, noch Viehzucht vernachlässigt — von Douera nach dem oben erwähnten Tabakmagazin, und brachte den besten und feinsten Chebli-Tabak, erster und zweiter Qualität mit, der mit Freuden aufgenommen und besiens bezahlt wurde! Er hatte aber außerdem noch einen Ballen Tabak non marchand bei sich, der eben sehr gering oder eigentlich gar nicht taxirt wurde, worüber unser guter Kolonist sich höchlichst erboste und ausgebehrte wie ein Rohrspatz.

„Wißt Ihr was, guter Freund“, tröstete ihn schließlich einer der Tabak-Inspektoren mit spöttischem Lächeln, „macht Sauerkraut daraus!“ — „Ja, wenn's der Herr ... essen will!“ entgegnete schnippisch der gereizte Bauersmann, der, so viel der Bote weiß, aus der Umgegend von Kirrweiler stammt, wandte den Rücken und ging fürbaß.

Mitgefühl und Barmherzigkeit.

Leopold, der lektverstorbene Großherzog von Baden, war ungemein gütiger, wohlwollender und barmherziger Natur. Man erzählt von ihm gar manchen schönen Zug, durch den er seine so menschenfreundliche Gesinnung ohne Prunk, ganz im Stillen, bekundete. In der letzten Zeit seiner Regierung wurde dieser gute Fürst auf allerlei Weise schwer geprüft und heimgesucht; es gab betrübende Unruhen im Lande, die ihm große Sorgen und großen Kummer verursachten; sodann befiel ihn noch am Ende eine schwere und schmerzliche Krankheit, von welcher er nicht mehr genesen sollte.

Während Leopold nun auf dem Siechbett lag, von dem keine liebevolle Pflege und keine ärztliche Kunst ihn mehr retten konnte, fragte der Leidende seinen vor ihm stehenden Arzt: „Glauben Sie, daß noch Jemand so schwer leiden muß wie ich?“

„D königliche Hoheit!“ antwortete der Leibarzt, „ich habe hier in Carlsruhe einen Mann, der an der nämlichen Krankheit leidet, und der Arme hat kaum eine Labung und liegt auf saulem Stroh in seiner Kammer!“

„Großer Gott, ist's möglich!“ rief der Großherzog tiefergriffen und erschüttert aus; „man

sende schnell meinem armen Leidensbruder das beste Bett des Schlosses und Alles an Speisen und Getränken aus Küche und Keller, was den Kranken erquickt und stärken kann. Barmherziger Gott! Mangel leiden und auf Stroh gebettet sein bei solchen Schmerzen, das ist ja schrecklich, und soll nicht vorkommen, da wo ich im Stande bin zu helfen!“

Des Kranken liebevoller Wunsch mußte pünktlich und ohne Säumen erfüllt werden, und die Ungeduld Leopolds war so groß, daß er hundertmal fragte, ob man auch schnell seinem Wunsche Genüge geleistet. Erst dann, als man ihm genauen Bericht darüber geben konnte; erst dann, als man ihm den heißen und innigen Dank des armen Leidensbruders auszudrücken kam, da wurde der kranke Fürst ruhiger und seine leidenden Züge ershellte sichrlich ein Strahl der Freude, ein freundlicher Hoffnungsschimmer. Der selige Gedanke, die Noth eines leidenden Mitbruders nach besten Kräften gemildert zu haben, erquickte das milde Herz des so schwer heimgesuchten Großherzogs. Sein Andenken bleibe im Segen unter dem badischen Volke!

Des Gesandten Silbergeschirr.

Im Junimonat des Jahres 1714 wurden in der Stadt Baden, im Schweizerkanton Aargau, an der Limmat gelegen, Friedensverhandlungen zwischen Frankreich und Oesterreich eröffnet, wodurch einem blutigen Krieg ein Ende sollte gemacht werden. Frankreichs damaliger König, Ludwig XIV, hatte dem Grafen Du Luc, seinem Gesandten, den wichtigen Auftrag gegeben, den Frieden bestens zur Ehre des Landes abzuschließen.

Dieser Graf Du Luc gab im Schützenhause zu Baden dem Schweizervolk unentgeltlich das Schauspiel eines französischen Theatersstücks, und den Gesandten der verschiedenen, am Kriege mehr oder minder beteiligten Fürstenhöfe, und andern vornehmen Gästen, einen köstlichen Abend-schmaus. In Silbergeschirr wurden die Speisen hier aufgetischt, und das Essen soll an 50,000 Thaler gekostet haben. Das neugierige Volk drängte sich in solcher Menge zu, daß Viele das Dach des Schützenhauses erkletterten, und, um das Schauspiel besser mitanzusehen zu können, das Dach zum Theil abdeckten. Es gelüstete sie aber auch, die Ueberbleibsel des Mahls zu erhalten. So wie die silbernen Platten nun abgetragen wurden, bemächtigte sich das Volk derselben.

Graf Du Luc und die anderen Gesandten besichtigten sich sehr an diesem Anblick, doch ließ

Einer gegen Ludwigs Stellvertreter die Besorgnis laut werden: „Das Silbergeschirr ist in Gefahr!“ — „Ich dachte dieß zuerst auch“, entgegnete Du Luc ganz ruhig, „allein ich erinnerte mich, daß ich, während der langen Zeit die ich im Schweizerland zubrachte, nichts verlor, als sechs Teller, und ich hoffe, daß Alles sich endlich wieder finden wird.“

Jedoch waren, um zehn Uhr Abends, die größten Silbergeschirre noch nicht zurück. Der Aufseher des Grafen ward unruhig; bald aber kamen alle noch fehlenden Platten, Schüsseln und Teller, sauber gewaschen, in seine Hände, und es wurde ihm nun klar, daß die guten und ehrlichen Schweizer nichts unrein zurückgeben wollten. Die Männer hatten die Platten nach Hause getragen, um sie auch ihren Frauen und Kindern zu zeigen, und sie waschen zu lassen. Bereits um neun Uhr des folgenden Morgens fehlte kein einziges Stück mehr, und Du Lucs Vertrauen in die Ehrlichkeit der Schweizer wurde dadurch in den Augen der Gesandten vollkommen und, im ganzen Sinne des Wortes, glänzend gerechtfertigt.

Der abgeschnittene Knopf.

Walter Scott, der bekannte und berühmte schottische Schriftsteller, erzählt aus seinen Jugendjahren folgende, ganz aus dem Leben gegriffene Erinnerung.

In meiner Schulkasse befand sich ein Knabe, der immer den ersten Platz oben behauptete, und trotz aller Anstrengung gelang es mir nicht ihm den Rang abzulaufen, was mich nicht wenig verdroß. Endlich fiel es mir plötzlich auf, daß, während dieser ausgezeichnete Mitschüler seine Lektion hersagte, er beständig mit seinen Fingern an dem untersten Knopf seiner Weste oder Brusttuchs spielte. Wenn ich diesen Knopf loszuschneiden konnte, dachte ich, ohne daß mein Kamerad es merkte, so würde das Zaubermittel vernichtet sein. Der lose Streich glückte, und mit der größten Spannung sah ich der Lehrstunde entgegen.

Weil mein Nebenbuhler wie gewöhnlich der oberste saß, so wurde er auch vom Lehrer zuerst aufgefordert, die auswendig gelernte Aufgabe herzusagen. Unwillkürlich suchten seine Finger gleich nach dem vertrauten Knopf, und als er ihn nicht fand, starrte er ganz verblüfft vor sich hin, verwirrte sich und blieb richtig stecken. Nun kam auch an mich die Reihe; zu meinem Vortheil ging's ohne den geringsten Anstoß vom Fleck, und der schon so lange sehnlich gewünschte erste Platz

mußte mir eingeräumt werden. Ich verdoppelte meinen Eifer und hielt mich fest; mein überwundener Mitschüler konnte mich nicht mehr überflügeln, und niemals entdeckte er den Urheber des, ich muß es gestehen, nicht ganz unschuldigen Diebstahls.

In meinem spätern Leben bin ich oftmals mit diesem Jugendgespielen zusammengetroffen, und immer wurde bei seinem Anblick des Gewissens strafende Stimme laut. Ist habe ich meine Schuld einigermaßen gutmachen wollen, und ihm irgend einen Dienst erweisen, allein nie fand sich die Gelegenheit dazu, trotzdem ich mir deswegen eben solch' eifrige Mühe gab, als damals zum Ueberflügeln in der Schule.

Die Kalender sind in guter Gesellschaft!

Wenn Eitelkeit, Stolz und Hochmuth, diese geistliche Wassersucht, zu den Fehlern des Hin-kenden Boten gehörten, so hätten sie vorigen Winter tüchtig auf den Pelz bekommen, als er, ganz bescheiden und unbekannt, durch die Straßen seiner alten, lieben Vaterstadt Strassburg wanderte, ohne diesmal jedoch seinen Kalender feil zu bieten, und ein kleines, altes Mütterchen ihm begegnete, mit einem Vogenkorb am Arm, über und über angefüllt. Des Mütterchens freischende Stimme ging dem Boten durch Mark und Bein; er streckte den ergraunden Kopf mit gerunzelter Stirne in die Höhe, spitzte die Ohren wie ein Hästelmacher und hörte rufen wie folgt: „Schwewelholzle! drei Lädle for e Sa! Kattengift! Neuij Kallender! Muffebabbier! Kochlöffel! Wer will noch? Schuehwichs! Rywysse! Wiechebänbel un Pfannekettle! Pfeffer, Näijele-n-un Muschetenusse! Wer will jekt noch!“

Kurzum, das kleine Mütterchen rief eine ganze Litanei von Handelsartikeln aus, und neue Kalender, auch der des Boten mit dem altbekanntesten, engelgeschmückten Titellatte, lagen verlockend oben drauf.

„Bin ich hier einmal in guter Gesellschaft! Aber, Kattengift und kein End! Du bist und bleibst doch mein schlimmster und gefährlichster Kumpan in dem reichhaltigen Korbe des Kalenderweibchens! Ich ließe mir's wohl gefallen, wenn du auch dienen könntest zum Vertreiben der Ratten in manchem Kopfe!“ so sagte der Bote still vor sich hin und schritt gedankenvoll weiter.

Mit dem Gifte läßt sich's nicht spaßen, und doch saugt man oft welches unbedacht ein auf

mancherlei Weise, und vererbt dadurch Leib und Seele. In einem Kalender könnte derlei Gift auch vorhanden sein. Nehmen wir uns daher wohl in Acht, wir Kalenderschreiber!

Ein edler Königssohn.

Im Winter des Jahres 1854 ging eine ärmlich gekleidete Frau, mit einem Kinde auf dem Arme, über den Marktplatz zu Brüssel, der Hauptstadt des Belgierlandes. Eine eisige Kälte herrschte, und glücklich schätzte man sich, vor derselben sich bewahren zu können. Um ihr kleines Kind vor dem Einfluß der rauhen Witterung zu schützen, hatte die arme Frau bloß ein leichtes, dünnes Tuch aufstreifen können. Da begegnete ihr ein junger, freundlicher Mann in warmem Ueberrock und bemerkte gleich die spärliche Kleidung der Armen.

„Gute Frau,“ redete er sie wohlwollend an, „Ihr und Euer Kind müget wohl viel leiden bei dieser Kälte! Kommt mit mir in diesen Laden dort, wir werden schon etwas finden was ihr brauchen könnt.“

Der junge Mann trat mit dem ihm schüchtern folgenden Weibe in den nächsten Kleiderladen, ließ sich verschiedene kleine und große Kleidungsstücke zeigen, und ermunterte die arme Mutter, davon für sich und ihr Kind auszusuchen, was diese that, zitternd vor freudiger Ueberraschung. Bevor sie Worte des Dankes gesunden, hatte der junge Menschenfreund schon den Kleiderhändler bezahlt und allem Danke durch schnelles Fortgehen sich entzogen.

Als die so reichlich beschenkte Frau wieder hinaus auf die Straße getreten war, fragte sie einen vor dem Hause arbeitenden Tagelöhner: „Könnt Ihr mir nicht sagen, wer der junge Herr gewesen, der soeben den Laden verlassen hat.“

„Das war der Herzog von Brabant, der älteste Sohn unseres lieben Königs,“ so lautete die Antwort des Arbeiters.

Wem fällt hier nicht der schöne Bibelspruch ein: „Brich dem Hungrigen dein Brod, und die, die im Elend sind, führe in dein Haus; so du einen Nackenden siehst, so kleide ihn, und entziehe dich nicht von deinem Fleische.“

Die Würde des Amtes.

Um die Mitte des vorigen Jahrhunderts lebte zu Teufen, im Appenzellergebiet in der Schweiz, ein Zimmermeister, Gebhard Zürcher benamét, der neben seinem Handwerk zugleich auch be-

trächtlichen Ackerbau trieb. Er war ein durch Geist und Charakter ausgezeichnete Bürger des freien Landes, und genoß das öffentliche Vertrauen und die Achtung seiner Mitbürger in solcher Weise, daß er im Jahr 1750 zum Landamman erwählt wurde, oder zum Oberschultzeiß des ganzen Appenzellerkantons.

Trotz dieser ehrenvollen Auszeichnung, die manchen Andern mit Hochmuth und Eitelkeit erfüllt hätte, hielt Gebhard Zürcher fest an seinen einfachen Sitten, trieb seinen ursprünglichen Beruf als Bauer und Zimmermann ruhig und bescheiden fort, vergaß aber dabei nicht im Geringsten der Würde und der großen Bedeutung seines öffentlichen Amtes.

Eines Tages, als er eben vor seiner Wohnung arbeitete, kam ein Herr auf ihn zugeritten, um wegen einer Angelegenheit mit ihm zu sprechen. Der vornehme Besucher glaubte genug gethan zu haben, wenn er vor dem, sein Handwerk treibenden Manne, bei der Begrüßung den Hut abziehe, und sodann mit bedecktem Haupte zu ihm spreche.

Ruhig hörte Zürcher ihm zu, ließ ihn ausreden, und fragte dann ernst und würdevoll: „Mit wem wollt Ihr denn eigentlich sprechen, mit Gebhard Zürcher, dem Bauer und Zimmermann, oder mit dem Appenzeller Landamman?“

„Mit dem Landamman“, lautete des Herrn Antwort.

„So thut was sich für den Landamman gebührt, und spricht zu ihm mit unbedecktem Haupte!“ verwies nun Zürcher, im Gefühl seiner Würde; „um meine eigene Person kümmert es mich nicht, aber gegen das Amt, von meinen Mitbürgern mir anvertraut, soll Jedermann die schickliche Schuldigkeit bezeigen!“

Seinen unüberlegten Verstoß bereuend, nimmt der Herr voll Achtung seinen Hut ab, und trägt dem Landamman die Angelegenheit, welche ihn hergeführt, nochmals vor. Und Zürcher behandelt ihn nun mit der größten Freundlichkeit, also daß dieser zurechtgewiesene Herr später selbst, voller Achtung für den wackern Mann, diesen Vorfall oft erzählte.

Seinen Edelsinn bewies Landamman Gebhard Zürcher von Teufen vorzüglich bei der Gelegenheit, als einer seiner Söhne das Unglück hatte, in eine strenge Strafe nach dem Gesetz zu verfallen. Die Mitglieder des Kantonsraths wollten das Gesetz in seiner Anwendung um des Vaters willen mildern. Da erhebt sich Zürcher in der Sitzungssaal, und spricht: „Mein Sohn steht, wie jeder andre Bürger, unter dem Gesetz. Eure

gütige Gesinnung, liebwerthe Freunde, war mir schon bekannt, und rührt mich tief in der Seele; allein ich fordere, der Folgen wegen, die völlige Anwendung des Strafgesetzes.“ — Solches geschah, und als der Landamman, nach gesprochenem Urtheil, wieder in die Rathssitzung kam, gab er seine volle Zufriedenheit darüber zu erkennen.

Als achtzigjähriger Greis, wollte Zürcher im Jahr 1781 an der Landsgemeinde sein Amt niederlegen; da starb er am Freitag vor dem Landsgemeindefesttag, und ging friedlich ein zur ewigen Ruhe. Sein Andenken blieb im Gedenken unter dem Schweizervolke.

Ein Sonntagnachmittag.

(Mit einer großen Abbildung.)

Dem Boten gedenkt aus seiner frohen, sorgenlosen Jugendzeit ein Sonntag, an welchem, ganz in der Nähe der lieben Vaterstadt Straßburg, ein großes Unglück auf der Ill sich ereignete, das Schmerz und Klagen und Herzeleid in mehrere Familien brachte. Solches geschah im Jahr 1822, zur Johanniszeit. In den Nachmittagsstunden dieses heißen und schwülen Sonntags, war ein furchtbares und schreckliches Gewitter losgebrochen, von heftigem Sturmwind begleitet. Im Wirthshaus, zum „grünen Berg“ geschildet, draußen vor dem alten Weißenthurmthor, befand sich zahlreiche Gesellschaft und suchte sich zu belustigen bei Tanz und Spiel und Zechen. Kurz vor dem Ausbruche des Gewitters stießen noch einige mit Menschen angefüllte und mit Schirmtüchern überspannte Schiffe, sogenannte „Gäterschiffe“, vom Ufer ab, um nach Straßburg zurückzukehren, wurden aber mitten auf dem Fluß, sonst so friedlich, vom Sturmwind erfaßt und umgeworfen. Mehrere Personen fanden ihren Tod in den aufgepeitschten Wellen; unter andern zwei Schwestern, die am Dienstag darauf miteinander zur Kirche und in's tiefe, stille Grab getragen wurden, von großer Menschenmenge begleitet. All diese Austritte des Schreckens und des Jammers stehen noch heute dem alternden Boten, nach mehr denn zweiundvierzig Jahren, frisch und lebhaft vor der Seele.

Er will nun seinen lieben Lesern von einem noch weit größeren Unglück erzählen, das sich am 10. Juli 1864, es war auch ein Sonntag, in Lyon zugetragen, nach Paris die vollreichste und bedeutendste Stadt Frankreichs, am Zusammentreffen der Rhone und der Saone gelegen.



Ein Sonntagnachmittag.

Der mächtige Rhonestrom entspringt im Schweizerland, in der Nähe des hohen Sankt-Gorhardsberges, durchflutet das Balliserland und den Genfersee seiner ganzen Länge nach, und nimmt bei Lyon die Wasser des Saonesflusses auf, dessen Quellen sich im oberrheinischen Wasgau befinden. Durch die an's Elfaß grenzende Franche-Comté, zu deutsch Hoch-Burgund, und durch das weinreiche, eigentliche Burgund gelangt dieser beträchtliche Fluß nach Lyon, und vereinigt sich dort, wie schon gesagt, mit der aus den Schweizergletschern stammenden Rhone.

Fünf Dampfschiffe, unter dem Namen *Mouches*, *Fliegen* oder *Räden*, bekannt, versehen bereits seit mehreren Jahren einen regelmäßigen Dienst auf der Saone, sowohl für Lyon selbst, als auch für die flussaufwärts gelegenen Ortschaften. Besonders an Sonn- und Festtagen werden diese Dampfboote stark von den Einwohnern der Stadt benützt, um angenehme Ausflüge zu machen hinaus in die reizende Landschaft. An dem Bau dieser Dampfschiffe hatte man längst schon einen Fehler getadelt, nämlich, daß sie allzuleicht starken Schwankungen ausgesetzt seien, die vom Lenken des Steuerruders herühren, und höchst bedenklich werden könnten bei großer Zahl der Reisenden auf dem Verdeck. Diese Befürchtung war leider nur allzu gegründet!

Eines der fünf Schiffe, mit Nummer 4 bezeichnet, von Perrache nach der Vorstadt Waïse fahrend, landete gegen drei Uhr Nachmittags am Sankt-Antonshafen, woselbst zahlreiche neue Reisende seiner harrten und einfliegen, obgleich schon starke Ladung hatte. Alle trugen großes Verlangen, sich einen vergnügten Sonntag draußen in der frischen, stärkenden Landluft zu machen; Allen wollte das Herz über in Lust und Freude! Alle waren festlich gestimmt und festlich geschmückt! Alt und Jung, Reich und Arm drängten sich in buntem, belebtem Gewühl auf dem Verdecke des Dampfboots! Sogar in den untern Räumen war reges Leben und Treiben.

In der Nähe dieses Stadens befinden sich Sandbänke, die sorgfältig vermieden werden müssen, um das Aufsitzen des Schiffes zu verhüten, welches der Steuermann dem Thalwege zu richtet, längs dem Staden des erzbischöflichen Palastes hin. Bisher war es immer geschehen, daß, wenn der Steuermann mit allzukräftiger Hand dem Schiffe diese Richtung gab, solches in starkes, für die Reisenden jedesmal beängstigendes Schwanken gerieth. Heute, bei der über-

zähligen Ladung des Boots, war dieses Schwanken noch weit stärker und fühlbarer, und das Neigen des Fahrzeuges auf eine Seite wurde mit jedem Augenblick gefährlicher und erschreckender für die Passagiere, welche, von gräßlicher Todesangst plötzlich ergriffen, ganz den Kopf verlieren und allesamt mit Gewalt der rechten Seite des Schiffes sich zudrängen, während seine Linke so tief im Wasser geht, daß es zu den untern Oeffnungen, den sogenannten Stückpforten, hineinfrömt. Allgemeine Verwirrung und Schreckensgeschrei! Da, auf einmal, hört man ein furchtbares, lautes Getöse: durch den gewaltigen Andrang der tobenden Menge ist die den Bord des Fahrzeuges schürmende Brustleiste wie morsches Reis entzwei gebrochen, und die ganze Menschenmasse stürzt hinunter in den tiefen Strom, gleich als hätte das Dampfboot seiner allzuschweren Last sich entleeren wollen! Man denke sich das Jammern und Wehklagen und Hülfserufen derer, die auf dem Schiffe noch zurückgeblieben, und derer, die verzweiflungsvoll in den schäumenden Wogen mit dem Tode ringen!

Und das Dampfboot, statt anzuhalten und den Ertrinkenden Hülfe und Rettung zu spenden, sehr ruhig seine verhängnisvolle Fahrt fort, als ob dieses entsetzliche Unglück den Patron im Geringsten nichts angehe! Er wird wohl, vor einem menschlichen Gerichte schon, Redenshaft ablegen müssen für dieses unerklärliche, namenlose Verbrechen.

Der plötzliche Sturz der großen Menschenmasse in die Fluthen der Saone war um so unheilvoller, da Alle sich krampfhaft umfaßten, und auch der beste Schwimmer zu Grunde gehen mußte in diesem wilden, wirren Getriebe!

Lange konnten keine Anhalten zur Rettung gemacht werden. An den Gestaden des Flusses war's ziemlich menschenleer; die freundliche Sonne hatte die meisten Einwohner Lyons hinaus ins Freie gelockt, und es wahrte geraume Zeit, bis das gellende, nur zu bald verstummende Hülfserufen der dem Tode Geweihten gehört wurde. Nach und nach eilen endlich die Rettungsboote, von muthigen Männern geleitet, den Ertrinkenden zu Hülfe, allein über Bielen schon hat sich das Wasser unerbitlich geschlossen, das wieder ruhig dahinflutet nach dem schrecklichen Vorfall. Ungefähr zehn der ins Wasser Gestürzten hatten sich, ohne fremde Hülfe, durch Schwimmen retten können; gegen vierzig aber waren ertrunken, von denen vier oder fünf, die man zuerst herausgezogen, durch die bekann-

ten angewandten Mittel wieder zum Leben zurückkehrten, die andern Alle waren und blieben erstarre Leichname! Sie wurden vorläufig auf den Staden und auf das Verdeck eines großen, herbeigekommenen Schiffes niedergelegt, das sich nun zu einem Lazareth umgestaltete, in welchem menschenfreundliche Aerzte und Apotheker bereitwillig ihre Kunst versuchten, aber, leider, nutzlos!

Von den nun folgenden herzerschütternden Jammer- und Schmerzensausstritten kann man sich kaum einen Begriff machen. Zahllos strömte die Menge herbei. Da suchten unter den Leichnamen Eltern ihre Kinder, der Gatte die Gattin, Kinder ihre Eltern, Verwandte und Freunde ihre Angehörigen, an denen ihr Herz mit Liebe gehangen! Da klagte und weinte eine trostlose Familienmutter; sie war allein geblieben nach dem unglücklichen Vorfall, und Sohn und Tochter lagen entseelt vor ihren Augen. Dort jammerte verzweifelt ein zehnjähriger Knabe, dessen Schwester von seiner Seite gerissen und ins Wasser gestürzt worden. Vor Kurzem noch waren alle diese Todten wohlgenuth und lebensfroh, und an sein so nabes Ende dachte Keiner. Nicht umsonst sagt der Psalmdichter: „Meine Tage, Herr, sind einer Hand breit bei dir, und mein Leben ist wie nichts vor dir. Wie gar nichts sind alle Menschen, die doch so sicher leben!“ Oder, wie es in einem ersten Liederverse heißt:

Wir sind nur Pilger in der Zeit
Und wallen nach der Ewigkeit.
Der Leib ist ein befehlter Staub,
Ein fallend Laub,
Und plöglich oft des Todes Raub!

Gegen Abend wurden sämtliche Leichname in eines der Hospitäler der Stadt, das *Hotel-Dieu*, gebracht und, dem Geschlechte nach, auf zwei Seiten des Hofes nebeneinander gelegt; der Zubrang war so groß, daß die Polizei Vorsichtsmaßregeln ergreifen mußte, um betrübender Unordnung vorzubeugen. Alle, voller Angst und banger Erwartung Herbeieilenden, wollten sich mit eigenen Augen überzeugen, ob ein Verlust oder nicht sie betroffen. Das waren traurige Stunden und erste Mahnungen, die tief eindringen in die bewegten Gemüther!

Lieber Leser, des Voten Bericht über das entsetzliche Unglück in Lyon ist nun zu Ende. Es war eine traurige Arbeit für ihn, und er hätte dir lieber etwas Erfreuliches erzählt; doch, dachte er, auch schmerzliche Eindrücke und wehmüthige Gefühle können Nutzen und Segen schaffen in unsern Herzen, und uns aufmerksam

machen auf das Eine was Noth thut. Möchten wir Alle doch immer so leben und in Gottes Wegen wandeln, daß wir jeden Augenblick bereit sein können zum Uebergang von dieser sichtbaren Welt in die ernste, unendliche Ewigkeit, in das verheißene Land des Friedens und der Freude, wo Gott abwischen wird alle Thränen von unseren Augen, und wir wieder vereinigt werden mit unsern vorangegangenen Lieben. Pfeilschnell bricht oft der Tod herein, gleich einem Dieb in der Nacht. Darum wohl uns, wenn wir stets wachend erfunden werden. Das walte Gott! Er lehre uns bedenken, daß wir sterben müssen, auf daß wir klug werden. Er läßt uns dahinfahren wie einen Strom; wir sind wie ein Schlaf; gleichwie ein Gras, das doch bald welk wird, das da frühe blühet und bald welk wird, und des Abends abgehauen wird und verdorret!

Soldatenleben und Feindesliebe.

Das will sich nun einmal nicht zusammenreimen lassen, sagt du vielleicht, lieber Leser. Wenigstens bahnen gezogene Büchsen und Kanonen keinen Weg zwischen diesen beiden. Und dennoch schließt das Eine das Andere nicht aus, und auch ein tapferer Soldat kann dem Worte des Herrn nachkommen: Liebet eure Feinde, und die Ermahnung des Apostels befolgen: So nun deinen Feind hungert, so speise ihn, dürstet ihn, so tränke ihn.

Was ich dir erzählen will, ereignete sich in einem Kriege zwischen Dänemark und Schweden. Wir versehen uns also in jenes Land, wo es auch im 1864 Jahre blutig hergegangen ist, und können nur wünschen, daß unter Dänen, Preußen und Oesterreichern Soldaten gewesen, wie derjenige Däne, von welchem ein gar rührender Zug von Feindesliebe berichtet wird.

Die Schlacht war geendet. Wer noch unter den Lebendigen war, sehnte sich nach Ruhe und Erquickung. Ein tapferer Däne, der wacker mitgefochten hatte, war mit großer Mühe dazugekommen, sich auf dem Schlachtfelde eine Flasche Bier zu verschaffen. Bereits hatte er den labenden Trunk seiner lebenden Kehle nahe gebracht, als er die Klage eines Schweden vernahm, der etliche Schritte von ihm tödlich verwundet darniederlag und brennenden Durst litt. „Du sollst vor mir trinken“, sagte sich der edle Mann. Er trat zu dem Sterbenden und reichte ihm die Flasche hin. Leider war aber in diesem brechenden Herzen der Haß nicht gebrochen. Der Schwede rassie seine letzten Kräfte zusammen,

Der mächtige Rhonestrom entspringt im Schweizerland, in der Nähe des hohen Sankt-Gotthardsberges, durchfluthet das Walliserland und den Genfersee seiner ganzen Länge nach, und nimmt bei Lyon die Wasser des Saonestuffes auf, dessen Quellen sich im oberrheinischen Baskgau befinden. Durch die an's Elsaß grenzende Franche-Comté, zu deutsch Hoch-Burgund, und durch das weinreiche, eigentliche Burgund gelangt dieser beträchtliche Fluß nach Lyon, und vereinigt sich dort, wie schon gesagt, mit der aus den Schweizergletschern stammenden Rhone.

Fünf Dampfschiffe, unter dem Namen Mouches, Fliegen oder Mücken, bekannt, versehen bereits seit mehreren Jahren einen regelmäßigen Dienst auf der Saone, sowohl für Lyon selbst, als auch für die flusaufwärts gelegenen Ortschaften. Besonders an Sonn- und Festtagen werden diese Dampfboote stark von den Einwohnern der Stadt benützt, um angenehme Ausflüge zu machen hinaus in die reizende Landschaft. An dem Bau dieser Dampfschiffe hatte man längst schon einen Fehler getadelt, nämlich, daß sie allzuleicht starken Schwankungen ausgesetzt seien, die vom Lenken des Steuerruders herühren, und höchst bedenklich werden könnten bei großer Zahl der Reisenden auf dem Verdeck. Diese Befürchtung war leider nur allzu gegründet!

Eines der fünf Schiffe, mit Nummer 4 bezeichnet, von Verrache nach der Vorstadt Waife fahrend, landete gegen drei Uhr Nachmittags am Sankt-Antonsstaden, woselbst zahlreiche neue Reisende seiner harrten und einstiegen, obgleich es schon starke Ladung hatte. Alle trugen großes Verlangen, sich einen vergnügten Sonntag draußen in der frischen, stärkenden Landluft zu machen; Allen wallte das Herz über in Lust und Freude! Alle waren festlich gestimmt und festlich geschmückt! Alt und Jung, Reich und Arm drängten sich in buntem, belebtem Gewühl auf dem Verdecke des Dampfboot's! Sogar in den untern Räumen war reges Leben und Treiben.

In der Nähe dieses Stadens befinden sich Sandbänke, die sorgfältig vermieden werden müssen, um das Aufsitzen des Schiffes zu verhüten, welches der Steuermann dem Thalwege zu richtet, längs dem Staden des erzbischöflichen Palastes hin. Bisher war es immer geschehen, daß, wenn der Steuermann mit allzukräftiger Hand dem Schiffe diese Richtung gab, solches in starkes, für die Reisenden jedesmal beängstigendes Schwanken gerieth. Heute, bei der über-

zähligen Ladung des Boot's, war dieses Schwanken noch weit stärker und fühlbarer, und das Neigen des Fahrzeug's auf eine Seite wurde mit jedem Augenblick gefährlicher und erschreckender für die Passagiere, welche, von gräßlicher Todesangst plötzlich ergriffen, ganz den Kopf verlieren und allesammt mit Gewalt der rechten Seite des Schiffes sich zudrängen, während seine Linke so tief im Wasser geht, daß es zu den untern Deckungen, den sogenannten Stückpforten, hineinströmt. Allgemeine Verwirrung und Schreckensgeschrei! Da, auf einmal, hört man ein furchtbares, lautes Getrach: durch den gewaltigen Andrang der todbenden Menge ist die den Bord des Fahrzeug's schirmende Brustlehne wie morsches Reis entzwei gebrochen, und die ganze Menschenmasse stürzt hinunter in den tiefen Strom, gleich als hätte das Dampfboot seiner allzuschweren Last sich entleeren wollen! Man denke sich das Jammern und Wehklagen und Hülfserufen derer, die auf dem Schiffe noch zurückgeblieben, und derer, die verzweiflungsvoll in den schäumenden Wogen mit dem Tode ringen!

Und das Dampfgeschiff, statt anzuhalten und den Ertrinkenden Hilfe und Rettung zu spenden, setzt ruhig seine verhängnißvolle Fahrt fort, als ob dieses entsetzliche Unglück den Patron im Geringsten nichts angehe! Er wird wohl, vor einem menschlichen Gerichte schon, Rechenschaft ablegen müssen für dieses unerklärliche, namenlose Betragen.

Der plötzliche Sturz der großen Menschenmasse in die Fluthen der Saone war um so unheimlicher, da Alle sich krampfhaft umfaßten, und auch der beste Schwimmer zu Grunde gehen mußte in diesem wilden, wirren Getriebe!

Lange konnten keine Anstalten zur Rettung gemacht werden. An den Gestaden des Flusses war's ziemlich menschenleer; die freundliche Sonne hatte die meisten Einwohner Lyons hinaus ins Freie gelockt, und es währte geraume Zeit, bis das gellende, nur zu bald verstummende Hülfserufen der dem Tode Geweihten gehört wurde. Nach und nach eilen endlich die Rettungsboote, von muthigen Männern geleitet, den Ertrinkenden zu Hülfe, allein über Vielen schon hat sich das Wasser unerbittlich geschlossen, das wieder ruhig dahinflutet nach dem schrecklichen Vorfall. Ungefähr zehn der ins Wasser Gefürzten hatten sich, ohne fremde Hülfe, durch Schwimmen retten können; gegen vierzig aber waren ertrunken, von denen vier oder fünf, die man zuerst herausgezogen, durch die bekann-

ten an
rückte
erflar
den C
herbei
nun z
mensc
willig
los!

Wo
Jamm
sich k
die M
namen
Kinde
ihre V
gehan
Famil
dem u
ter la
merte
sen E
Wasse
ren a
frob,
Nicht
Tage,
mein
sind a
Dder,

Ge
in ein
Dieu,
zwei
Zudra
maßr
ordnu
bange
mit e
ober
Stun
drang
Lie
seßlic
war e
dir l
dacht
müth
schaff

ten angewandten Mittel wieder zum Leben zurückkehrten, die andern Alle waren und blieben erstarrte Leichname! Sie wurden vorläufig auf den Staden und auf das Berdeck eines großen, herbeigekommenen Schiffes niedergelegt, das sich nun zu einem Lazareth umgestaltete, in welchem menschenfreundliche Aerzte und Apotheker bereitwillig ihre Kunst versuchten, aber, leider, nutzlos!

Von den nun folgenden herzerschütternden Jammer- und Schmerzensauftritten kann man sich kaum einen Begriff machen. Zahllos strömte die Menge herbei. Da suchten unter den Leichnamen Eltern ihre Kinder, der Gatte die Gattin, Kinder ihre Eltern, Verwandte und Freunde ihre Angehörigen, an denen ihr Herz mit Liebe gehangen! Da klagte und weinte eine trostlose Familienmutter; sie war allein geblieben nach dem unglücklichen Vorfall, und Sohn und Tochter lagen enseelt vor ihren Augen. Dort jammerte verzweifelt ein zehnjähriger Knabe, dessen Schwester von seiner Seite gerissen und ins Wasser gestürzt worden. Vor Kurzem noch waren alle diese Todten wohlgemuth und lebensfroh, und an sein so nahe Ende dachte Keines. Nicht umsonst sagt der Psalmdichter: „Meine Tage, Herr, sind einer Hand breit bei dir, und mein Leben ist wie nichts vor dir. Wie gar nichts sind alle Menschen, die doch so sicher leben!“ Oder, wie es in einem ernsten Lieberverse heißt:

Wir sind nur Pilger in der Zeit
Und wallen nach der Ewigkeit.
Der Leib ist ein besetzter Staub,
Ein fallend Laub,
Und plötzlich oft des Todes Raub!

Gegen Abend wurden sämmtliche Leichname in eines der Hospitäler der Stadt, das Hotel-Dieu, gebracht und, dem Geschlechte nach, auf zwei Seiten des Hofes nebeneinander gelegt; der Zubrang war so groß, daß die Polizei Vorsichtsmaßregeln ergreifen mußte, um betrübender Unordnung vorzubeugen. Alle, voller Angst und banger Erwartung Herbeieilenden, wollten sich mit eigenen Augen überzeugen, ob ein Verlust oder nicht sie betroffen. Das waren traurige Stunden und ernste Mahnungen, die tief eindrangen in die bewegten Gemüther!

Lieber Leser, des Boten Bericht über das entsetzliche Unglück in Lyon ist nun zu Ende. Es war eine traurige Arbeit für ihn, und er hätte dir lieber etwas Erfreuliches erzählt; doch, dachte er, auch schmerzliche Eindrücke und wehmüthige Gefühle können Nutzen und Segen schaffen in unsern Herzen, und uns aufmerksam

machen auf das Eine was Noth thut. Möchten wir Alle doch immer so leben und in Gottes Wegen wandeln, daß wir jeden Augenblick bereit sein können zum Uebergang von dieser sichtbaren Welt in die ernste, unendliche Ewigkeit, in das verheißene Land des Friedens und der Freude, wo Gott abwischen wird alle Thränen von unseren Augen, und wir wieder vereinigt werden mit unsern vorangegangenen Lieben. Pfeilschnell bricht oft der Tod herein, gleich einem Dieb in der Nacht. Darum wohl uns, wenn wir stets wachend erfunden werden. Das walte Gott! Er lehre uns bedenken, daß wir sterben müssen, auf daß wir klug werden. Er läßt uns dahinfahren wie einen Strom; wir sind wie ein Schlaf; gleichwie ein Gras, das doch bald welk wird, das da frühe blühet und bald welk wird, und des Abends abgehauen wird und verdorret!

Soldatenleben und Feindesliebe.

Das will sich nun einmal nicht zusammenreimen lassen, sagst du vielleicht, lieber Leser. Wenigstens bahnen gezogene Büchsen und Kanonen keinen Weg zwischen diesen beiden. Und dennoch schließt das Eine das Andere nicht aus, und auch ein tapferer Soldat kann dem Worte des Herrn nachkommen: Liebet eure Feinde, und die Ermahnung des Apostels befolgen: So nun deinen Feind hungert, so speise ihn, dürstet ihn, so tränke ihn.

Was ich dir erzählen will, ereignete sich in einem Kriege zwischen Dänemark und Schweden. Wir versehen uns also in jenes Land, wo es auch im 1864 Jahre blutig hergegangen ist, und können nur wünschen, daß unter Dänen, Preußen und Oesterreichern Soldaten gewesen, wie derjenige Däne, von welchem ein gar rührender Zug von Feindesliebe berichtet wird.

Die Schlacht war geendet. Wer noch unter den Lebendigen war, sehnte sich nach Ruhe und Erquickung. Ein tapferer Däne, der wacker mitgefochten hatte, war mit großer Mühe dazugekommen, sich auf dem Schlachtfelde eine Flasche Bier zu verschaffen. Bereits hatte er den labenden Trunk seiner lechzenden Kehle nahe gebracht, als er die Klage eines Schweden vernahm, der etliche Schritte von ihm tödtlich verwundet darniederlag und brennenden Durst litt. „Du sollst vor mir trinken“, sagte sich der edle Mann. Er trat zu dem Sterbenden und reichte ihm die Flasche hin. Leider war aber in diesem brechenden Herzen der Haß nicht gebrochen. Der Schwede raffte seine letzten Kräfte zusammen,

um sein Pistol auf den mitleidigen Dänen abzufeuern. Gott machte über seinen Befehrer: der Schuß ging fehl. Der Däne blieb unerschüttert. Er trank ruhig die Flasche zur Hälfte aus, reichte sie dann dem böshafsten Feinde hin und sprach: „Siehst du, Kamerad, jetzt kriegst du nur die Hälfte!“

Also „dänisch“, das heißt christlich, gefinnt war ein anderer Schwede, der bekannte König Karl XII. Der hatte einst die Russen in blutiger Schlacht überwunden, und es fragte sich, was aus den Gefangenen werden sollte. „Laßt sie in die Pfanne hauen!“ sagte ein General. „Ich nehme dich beim Wort“, entgegnete der König. Nachdem der Adjutant Baumann, auf Befehl des Königs, eine Predigt gehalten über Matthäus 18, 21—35, ließ Karl XII Pfannkuchen backen, speiste die Gefangenen und schenkte ihnen dann die Freiheit. Dem rachedürstigen General aber sagte er: „Hat uns der Herr 10,000 Pfund erlassen, so können wir unserm Mitknechte auch wohl hundert Groschen schenken!“

Nun soll's aber an die Russen gehen. Auch Kosacken sind Menschen. Wir versehen uns in die Schweiz, in die schauerlichen Gebirgspässe der Gotthardsstraße. Hast wohl schon von der Teufelsbrücke gehört, von jenem kühnen Bau, welcher den in der Tiefe schäumenden Reußfluß, zwischen gewaltigen Felsenmassen, überschreitet. Ach! wo ist eine Stätte auf dieser armen Erde, wo nicht schon Sünde, Jammer und Tod hingekommen wäre! Jene ergreifenden Naturbilder, welche jeden Sommer Tausende von Reisenden aus allen Weltgegenden herbei locken, waren in den letzten Jahren des vorigen Jahrhunderts Zeugen blutiger Kämpfe zwischen Franzosen, Russen und Oesterreichern.

Nach einem jener heißen Treffen war die Nacht hereingebrochen. In der Nähe einer furchtbaren Felschlucht hatte ein Kosack sein Quartier genommen. Da hört er plötzlich ein anhaltendes Wimmern. Er lauscht, und bald ist es ihm gewiß, daß in der Tiefe ein schwerwundeter Soldat liegen müsse. Sein Herz scheut die große Gefahr nicht. Mühsam steigt er hinunter und gewahrt bald einen halb zerschmetterten Franzosen. — Und nun? Der Kosack that, was der Samariter einst gethan. Er wendet alle seine Kräfte an, um den Unglücklichen hinaufzuschleppen. Das schwierige Werk der Rettung gelang. Der arme Franzose wurde sogleich nach einem benachbarten Dorfe gebracht, fand da selbst liebevolle Pflege und genas wieder.

So hätten wir den fremden Soldaten alle

Ehre angethan und dürften nun auch ähnliche Züge von unsern tapfern Franzosen erzählen, was gar nicht schwer fiel. Doch ziehen wir es vor, da man sich selbst oder sein eigen Volk nicht loben soll, zum Schlusse noch eines andern Kriegers Erwähnung zu thun, der weder zu dem französischen, noch zu dem russischen Adler geschworen hatte, dafür aber allezeit muthig mitfocht, wo die Kreuzesfahne geschwungen wurde. Wir reden von Kaspar Lavater, dem bekannten Pfarrer in Zürich. Als im Jahre 1799 die Franzosen diese Schweizerstadt einnahmen, schoß ein habfüchtiger Grenadier den mehrlosen Gottesmann in die Brust. Lavater erlag nicht alsobald. Bis ins Jahr 1801 mußte er leiden. Aber er litt, wie der Herr, dem er diente, gelitten hat. Unter seinen heftigen Schmerzen betete er oft für seinen Mörder. „Ich mag den“, sagte er, „der mich verwundete, nicht kennen, aber ich wünschte, daß ich ihn könnte wissen lassen, daß ich ihm von Herzen vergeibe, denn ich verdanke meinen Schmerzen ungemein viel.“ — Folgende Zeilen widmete er dem Unbekannten:

Gott vergebe dir so, wie ich dir von Herzen vergebe!

Leide nie, was ich um deinetwillen gelitten!

Ich umarme dich, Freund! du thatst unwissend mir Gutes,

[Güte des Herrn,
Kommt dieß Blättchen zu dir, es sei dir ein Pfand der
Welcher reuende Sünder bequadet, entündigt, beseligt.
Lege er mir für dich in die Seele treue Gebete,
Daß kein Zweifel mir bleib: Wir umarmen uns einst
vor des Herrn Aug! —

Und nun, was sollen uns alle diese Züge herzlicher Feindesliebe lehren? Im Kriege und im Frieden, in außerordentlichen Lagen, oder im alltäglichen Leben, wenn du Feinde hast, die in der Noth sind:

Gehe hin und thue an ihnen dergleichen! Sind sie aber nicht in der Noth, so liebe sie nicht weniger. Laß dich nicht durch das Böse überwinden, sondern überwinde das Böse mit Gutem. So macht's der Vater im Himmel; so sollen's die Kinder auch machen. Und wenn du nun sagst: die Kunst ist schwer! so antworte ich: Gehe nur zu Dem in die Schule, der am Kreuze gehangen für uns Alle; er lehrt dich lieben und bitten: Vater, vergieb ihnen, denn sie wissen nicht, was sie thun.

Der älteste Bruder.

Nachstehende einfache und durchaus wahre Geschichte verdankt der Dote einem seiner lieben Freunde, welcher im Laufe derselben als mit-

wirkende Person thätigen Antheil genommen an den Ereignissen, und sie nun erzählt in herzlichen, tiefergreifenden Worten. Nur die Namen der dabei Betheiligten sind verändert worden, und die Ortschaften werden auch nicht genannt, und das aus wohlgegründeter Ursache. Des Vortens lieber Freund erzählt also wie folgt:

Die Familie Michel war früher eine der wohlhabendsten ihres Heimathdorfs; aber beim großen Brand, welcher vor ungefähr zwanzig Jahren einen Theil dieses Dorfs einäscherte, ging auch ihr Haus in Flammen auf, und war nicht versichert. Der Schrecken und der Kummer zogen dem Hausvater eine schwere Krankheit zu, an der er auch bald darauf starb. Weil die Kinder alle unmündig waren, mußte liegende und fahrende Habe gerichtlich verkauft werden zur Bezahlung der entstandenen Schulden, und als endlich alle Schreibern fertig und berichtigt waren, blieb der verwittweten Frau Michel nichts übrig als ihre fünf Waisen. Um ihre Armut zu verbergen und Brod für die Kinder zu finden, zog sie in den Fabrikort eines Wasgau-thals, woselbst sie auch Arbeit fanden.

Die erste Zeit war schwer; die Familie fremd, ohne Hülfe und Rath, der Verdienst gering und die Kartoffeln, ihrer damaligen Krankheit wegen, theuer. Manchmal wußte sich die arme Witwe nicht mehr zu rathen und zu helfen; wenn's am ärgsten war, nahm sie ihr Seil und ging in den Wald, weniger um Holz zu holen, als um ihr Herz vor Gott auszuschütten; und war sie mit finstern Ausdruck weggegangen, so ruhete stiller Frieden auf ihren Zügen, wenn sie Abends ihre Fahrt Reiser heimtrug.

Indessen wuchsen die Kinder heran. Mathis, der älteste, wurde Zimmermann; der Toni kam unter die Fahne; die zwei jüngsten Knaben arbeiteten in der Fabrik und das Nickel verdingte sich als Dienstmädchen in die nächste Garnisonsstadt. Die Nahrungsforgen hörten auf, aber jetzt gab's andere Noth! — Nachdem die Tochter lange nicht geschrieben hatte, kamen Jammerbotschaften und riesen Trauer und Herzeleid hervor in der schwer heimgefuhten Familie. Das sonst so brave und gutgeartete Nickel hatte Bekanntschaft gemacht mit einem Soldaten, war zu Fall gekommen und bat nun um Verzeihung und Aufnahme daheim, sowohl für sich selbst als für ihr Kind. Die gute, alte Mutter hätte auch gleich, der Stimme des Herzens folgend, geantwortet: „Komm' heim!“ allein der Mathis wollte durchaus nicht und drohete, es gäbe ein Unglück, wenn das leichtsinnige Nickel auf diese

Weise heimkehrte; eine solche Schwester wolle er nimmermehr vor Augen sehen.

Die arme Frau Michel erzählte mir die traurige Geschichte und bat mit thranenden Augen: „Reden Sie doch mit dem Mathis, lieber Herr; er hört besser auf Sie, als auf mich.“

Den andern Tag führte mich mein Weg am Hause vorbei, wo der Mathis eben zimmerte, und da fiel mir dringend die Bitte der Michlerin ein. Ich zauderte zuerst, faßte bald jedoch Muth, grüßte freundlich und brachte nach und nach das Gespräch auf Nickels Anhalten, daheim aufgenommen zu werden.

Mathis brauste zornig auf: „Wenn sie's wagt, über unsere Schwelle zu treten, so nehm' ich ihr Junges und schleudr's an die Wand!“

Ich besänftigte den zürnenden Bruder, und versuchte es weiter mit folgenden Worten: „Mathis, Ihr seid ein verständiger Mann“ — es hat's einer immer gern, wenn man ihm sagt, er sei geschickt — „auch belesen seid Ihr und kennet gewiß die Geschichte vom verlorenen Sohne?“ Mathis nickte bejahend, doch mit saurem Gesicht.

„Nun denn“, fuhr ich freundlich fort, „euer Nickel ist jetzt auch solch ein Verlorenes; und nun da sie im Elend lebt, denkt sie an heim; doch, um wieder auf's Gleichniß unseres Herrn zu kommen, was that der Vater, als der Sohn sich aufgemacht?“

„Er ist ihm entgegen gegangen,“ antwortete Mathis verlegen.

„Richtig“, sagte ich, „und als Beide sich gefunden, was geschah weiter?“

„Der Vater machte ein Fest“, lautete die Antwort.

„Ganz recht, Mathis“, lobte ich, „und so müchte jetzt Eure Mutter dem Nickel auch entgegen gehen und sich freuen, daß sie ihr verlorenes Kind wieder gefunden. Aber es kommt noch etwas nach: dem barmherzigen Entgegenkommen des Vaters wurde widersprochen durch den ältesten Sohn, und...“

„Und der bin ich!“ unterbrach Mathis mich heftig. „Was meint Ihr denn? seit Jahren schinde ich mich ab und arbeite für die Mutter, ohne nur für einen Schoppen herauszukommen; nun aber dieß liederliche Ding, nachdem es genug herumgefahren, wieder heim will, soll man noch froh sein? Nein, Herr, nun und nimmermehr!“

„Nun, Mathis“, sprach ich ganz ruhig, „weil Ihr Euch als den ältesten Sohn erkannt habt, so wollen wir jetzt nicht fertig machen. Lasset zu Haus die Geschichte wieder ernstlich durch, und

geht wohl auf das Acht, was der Vater seinem ältesten Sohn antwortet. Ueberlegt's während einiger Tage im Stillen vor Gott; ich hoffe, ihr werdet das Rechte treffen."

Und meine Hoffnug ging in Erfüllung; der Mathis hat's richtig getroffen. Nach einiger Zeit erfuhr ich, das Rickel sei schon seit acht Tagen daheim mit ihrem Kind, und als ich der alten Michlerin begegnete, fragte ich: „Also, 's Rickel ist da? wie geht's? was sagt der Mathis?"

„O lieber Herr, gut, Alles gut!“ lautete die freudige Antwort; „und der Mathis ist der artigste von Allen! Sobald er nach Haus kommt, ist's sein erstes, daß er die Kleine auf den Arm nimmt. Nicht Ein böses Wort hat er gesprochen! Gott sei Lob und Dank!"

Setzt noch Folgendes als Nachtrag zu dieser ganz aus dem Leben gegriffenen Erzählung: Die als reuige Sünderin heimgekehrte Tochter hat sich musterhaft gehalten und die alte Mutter treu und liebeich verpflegt während ihrer langen Krankheit. Nun ist diese beruhigt gestorben; der Mathis hat geheirathet, und das Rickel beforzt den noch ledigen Brüdern die Haushaltung.

Eine Nacht im alten Schloßthurm.

(Mit einer Abbildung.)

Nachdem sich der französische Marschall von Segur während einiger Zeit in seiner Heimath erholt hatte von den Strapazen des siebenjährigen Krieges, an welchem Ludwig XV, Frankreichs damaliger König, sich beteiligte, kehrte er wieder nach Deutschland zurück, um sich auf's Neue an die Spitze der ihm anvertrauten Truppen zu stellen, da der lange und blutige Krieg noch nicht seinem Ende nahen wollte. Nur langsam ging die Reise von statten, denn dazumal brauste noch kein Dampfwagen mit Winde-eile dahin; die Straßen waren schlecht bestellt, und allabendlich mußte eine Nachtherberge gesucht werden, die gewöhnlich nicht zu den bequemsten und angenehmsten gehörte, obgleich alte und treue Diener mit großer Sorgfalt den an noch nicht gänzlich vernarbten Wunden leidenden Marschall umgaben.

Ein furchtbares Gewitter, das in den Nachmittagsstunden plötzlich ausgebrochen, nöthigte den Reisezug in einem kleinen Dorfe Lothringens Halt zu machen, in welchem nur ein einziges, gar ärmlich aussehendes Wirthshaus sich befand, hinter dem, am Bergeeshang, eine halb

zertrümmerte Ritterburg sich erhob. Menschen und Pferde waren ganz durchnäßt vom starken Gewitterregen; Alles sehnte sich nach warmen, trockenen Räumen.

„Guten Abend, Frau Wirthin“, grüßte der Marschall beim Eintritt in die allzubeseidene Herberge; „kann ich mit meinen Leuten und mit meinen Pferden ein Nachtlager hier finden? Wir dürfen unmöglich an's Weiterfahren denken bei diesem abscheulichen Wetter!"

„Ei, du lieber Himmel, Ihr seid da gar schlecht gefallen, edler Herr“, klagte die Wirthin, „durch das Gewitter ist unser Haus von Reisenden überfüllt und alle Zimmer in Beschlag genommen worden! Eure Leute und Pferde getraute ich mir wohl unterzubringen, denn an Stroh haben wir keinen Mangel. Aber für Eure Gnaden! ja, das ist was anders!"

„Ihr könnt mich unmöglich unterm freien Himmel übernachten lassen, liebe Frau“, sagte der Marschall; „seht nur, wie's regnet! Ihr werdet doch irgend einen trockenen Winkel für mich finden?"

Die Wirthin gerieth in große Verlegenheit, trillte zögernd am Zipfel ihrer weißen Schürze, und sagte endlich, indem sie den vornehmen Marschall furchtsam anblickte: „Eure Gnaden könnten wohl ein gutes Zimmer, ja, sogar mehrere finden, allein..."

„Was allein? heraus mit der Sprache!“ befohl der Marschall; „schnell gebt mir dieses Zimmer und ein gutes Nachtessen obendrein!"

„Es wär schon Alles recht und gut“, stotterte die Wirthin; „aber Eure Gnaden müssen wissen..."

„Nu, wird's bald?“ drängte der Marschall; „spudet Euch!"

„Ja, sehen Eure Gnaden“, fuhr die Frau geheimnißvoll fort, „die Zimmer, von denen ich spreche, befinden sich da drüben in dem alten Schloßthurm, der noch aus den Ritterzeiten her stammt. Im Schlafzimmer besonders ist's nicht geheuer, von wegen der spukenden Geister. Um alles in der Welt möchte ich Euch nicht anrathen, daselbst zu übernachten, denn es ist schon allerlei Unheil dort vorgefallen!"

„Schweigt mir mit Euren Albernheiten!“ lachte der unerschrockene Kriegsmann, „und führt mich in jenes Zimmer. Ich fürchte mich nicht vor Gespenstern, und was die Geister mit Fleisch und Blut anbelangt, da hab' ich meinen Degen und meine scharfgeladenen Pistolen. Zündet ein Licht an, und Vorwärts, Marsch!"

„Um aller Heiligen willen!“ klagte die Wirthin

thün, „ich soll Eure Gnaden begleiten! Nicht um alle Schätze der Welt habe ich den Muth dazu! Geht nur dort am Ende des Ganges zur Thür hinein, dann einige Stufen hinunter ins Gewölbe, dann wieder mehrere Stufen hinauf; Ihr findet sodann eine andere Thür, steigt nochmals hinauf, dann kerzengerade vor Euch, bis wieder eine Treppe kommt; dann...“

„He da, Frau Wirthin, wie wollt Ihr, daß ich diese ganze Kitanei von Thüren und Treppen im Kopfe behalte?“ brauste der Marschall auf; „Ihr schreitet voran und zeigt mir den Weg, dann geht's besser und schneller vom Fleck.“

„Warum nicht gar!“ jammerte die Frau; „müßte dann ja wieder mutterselzen allein umkehren! Nanni, gnädiger Herr, 's geht nicht!“

Der Marschall rief lachend seine Diener herbei, und befahl ihnen auf dem Hin- und Herwege der Wirthin als sicheres Geleit zu dienen. „Die gute Frau fürchtet sich vor den Gespenstern!“ spöttisch hinzu.

„Spottet nur nicht, lieber Herr“, warnte das Weib mit ängstlichen Blicken, „denn sonst geschieht gewiß ein großes Unglück! Eure Gnaden wären der Erste nicht!“

Da half aber kein Warnen und kein Widerreden. Das Licht wurde angezündet; Peter und Johann, des Marschalls Diener, nahmen die Wirthin in ihre Mitte, die, unter solchem Schutze, ziemlich beherzt dem nun gutgelaunten Marschall voranschritt, dem alten Schloßthurne zu. Nachdem der kleine Zug mehrere Gänge durchwandert, und Treppen auf und Treppen ab gestiegen war, langte man glücklich in dem großen und schönen Zimmer an, das zum Schlafgemache dienen sollte, aus dem aber, weil's schon lange fest verschlossen gewesen, ein unangenehmer, modriger Geruch den Eintretenden in die Nase fuhr. Auf's Neue wieder in großer Angst und am ganzen Leibe zitternd, wagte die arme Wirthin kaum sich umzusehen, und wäre sicher auf und davon gelaufen, wenn sie den Rückweg allein gewagt hätte. Der Marschall zündete das andere mitgebrachte Wachlicht an und untersuchte ringsum das Zimmer, in welchem ihm nichts Verdächtiges auffiel.

„Bringt mir frische Betttücher“, befahl er, „ein gutes Nachteffen und noch mehrere Lichter. Auch meine Pistolen will ich haben, Peter, und Pulver und Blei dazu. Kluge Vorsicht schadet nichts.“

Die beiden Diener entfernten sich mit der zagenden Wirthin und kehrten bald mit den verlangten Sachen wieder.

„Ich glaube, die Frau hat euch im Stich gelassen?“ fragte der Marschall, „und doch hätt ich sie gern noch über Allerlei befragt; diese Tappeten hier kommen mir etwas seltsam vor.“

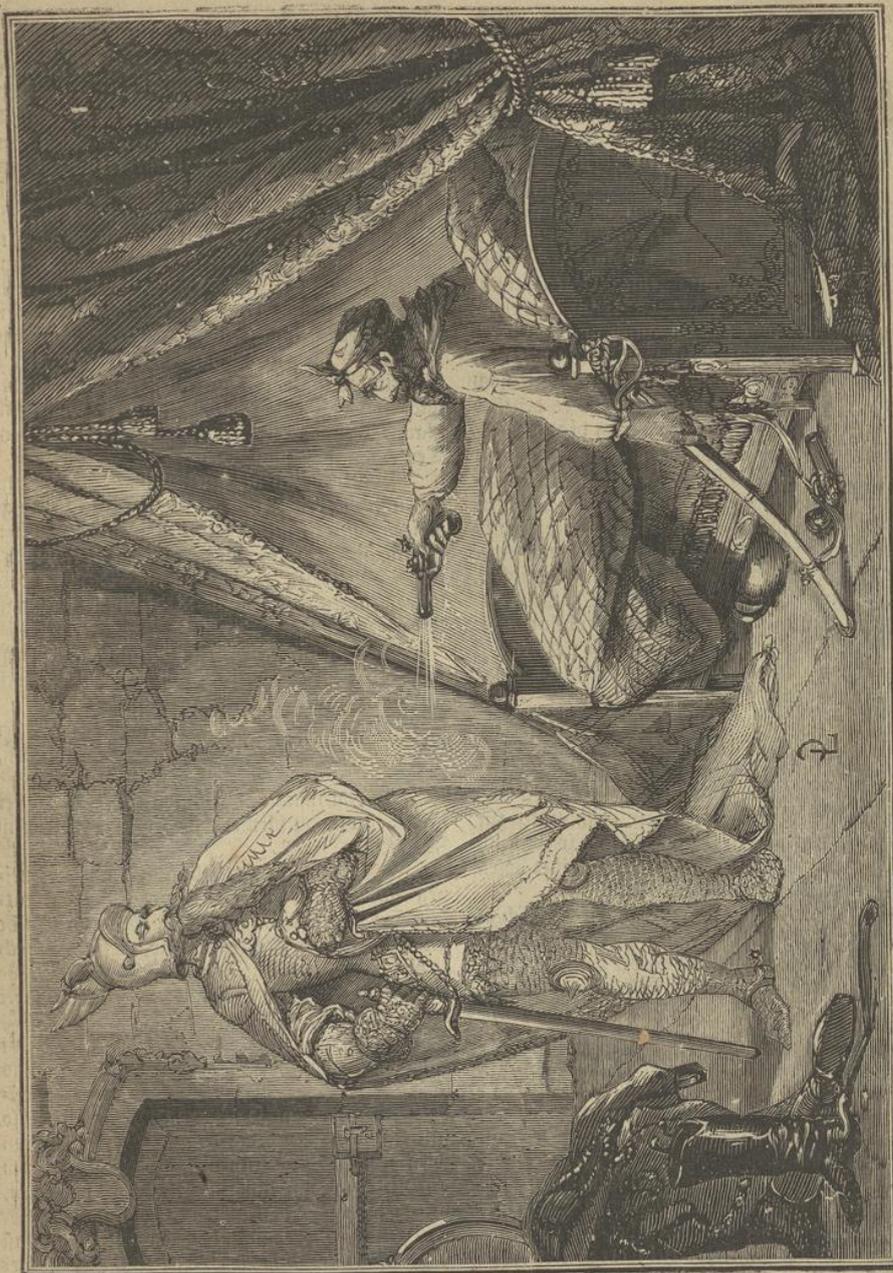
„Um Alles in der Welt nicht konnten wir sie dazu bewegen“, berichtete Peter; „sie hab' allzu sehr Angst, sagt sie; hab' die Geister in den Gängen, auf den Treppen und sogar hier im Zimmer wispern und flüstern hören.“

„Albernes Weib!“ lachte der Marschall; „nun, wir wollen sie in Ruhe lassen. Du, Johann, deckt den Tisch, und du, Peter, bereitest das Bett und brennst die Lichter vorläufig an. Deffnet auch die Fenster, damit der modrige Geruch aus dem Zimmer komme.“

Nur mit Mühe konnten die hohen und schweren Fenster geöffnet werden, die schon Jahrelang geschlossen waren; eine kalte, feuchte Nachtlust drang herein; das Holz im weiten Kamine wurde angezündet und verbreitete bald eine behagliche Wärme, bei welcher dem Marschall sein ländliches, aber schmackhaftes und kräftiges Abendessen daß mundete. Er ließ nun die Fenster wieder schließen, untersuchte seine Pistolen und schickte seine Diener zur Ruhe, mit dem Auftrage, ihn morgen in aller Frühe zu wecken; denn bis zum nächsten Nachtlager hatten sie einen weiten Weg zu machen.

Sobald er allein war, verschloß und verriegelte er die Thür und trat nochmals einen Gang durch's Zimmer an, um zu sehen, ob er nicht einen heimlichen Eingang oder eine versteckte Fallthür irgendwo finde, durch die man ins Gemach unbemerkt gelangen könnte. Vorsicht schadet jedenfalls nichts, dachte der erfahrene Krieger; die Gespenster, von denen das alberne Weib schwätzte, fürchte ich nicht im Geringsten; allein dieser alte Thurm in den Schloßruinen könnte wohl unterirdische Gänge verdecken, in denen Schurken ihr Wesen treiben, und es wäre mir keineswegs angenehm, im Bette meuchlings ermordet zu werden, wie eine Maus in der Falle.

Und als der Marschall nun recht an allen Wänden herumgeschaut und herumgetastet hatte, glaubte er überzeugt zu sein, daß kein anderer Eingang als die verriegelte Thür ins Zimmer führe, die fest genug war, um eine etwaige Belagerung auszuhalten. Hierauf rückte er einen Polsterstuhl an's Feuer, nahm ein Buch zur Hand und fing an zu lesen, fühlte jedoch bald, daß er dem Schlasse nicht widerstehen könne. Er zog daher vor, sich zu Bette zu legen, und, müde wie er war, schloß ihm der Schlummer bald die Augen.



Eine Nacht im alten Schloßthurm.

Beim ersten Schlag der von der alten Thurm- uhr herabdröhnenden Mitternachtsstunde erwacht der Marschall. Er zählt die langsam schallenden Schläge und sagt: „Erst Mitternacht! Nu, da hab' ich noch einige Ruhestunden vor mir.“ Raum hat er diese Worte gesprochen oder vielmehr schlaftrunken gedacht, so hörte er ein sonderbares Geräusch, dessen Ursache er anfänglich nicht entdecken kann; es klingt wie zusammen- geschlagenes Eisen und wie schwere und regel- mäßige Schritte. Er richtet sich auf, greift nach seinen Pistolen, legt sich seinen Degen zurecht und harret der Dinge, die da kommen sollen. Immer näher tönt das Geräusch und wird immer deutlicher. Das Licht war verlöscht, aber das verglühende Feuer im Kamin verbreitet noch so viel Helle durch's Zimmer, daß er es deutlich sehen könnte, wenn Jemand herein dränge.

Der Marschall verwendet kein Auge von der Thür; plötzlich aber schimmert eine große Klarheit auf der entgegengesetzten Seite, die Zimmerwand öffnet sich und hervortritt ein hochgewach- sener Mann in voller Ritterrüstung, mit einer brennenden Laterne in der aufgehobenen Linken. Die Gestalt schreitet auf den Marschall zu, be- trachtet ihn mit flammendem, unheimlichem Blick, und sagt in hohlem Geiserton: „Wer bist du? Woher kam dir der Muth, dich in meine Nähe zu wagen?“

„In meinen Adern rollt Blut, das keine Furcht kennt!“ antwortet unerschrocken der Marschall; „wenn du ein sterblicher Mensch bist, so fürchte ich dich nicht, denn ich habe meine Waffen und glaube an meinen Gott, der mir schützend zur Seite steht. Bist du aber ein Geist, so sollst du wissen, wer ich bin und daß ich in keiner bösen Absicht in dieß Zimmer gekommen.“

„Dein stolzer Muth gefällt mir, Marschall von Segur!“ sagt die Gestalt; „gegen mich sind deine Waffen zu nichts nütze, aber dein Christen- glauben tritt für dich in die Schranken.“

„Mehr denn einmal“, rühmt Segur, „wurde mein Schwert von Feindeblut geröthet, und meine Kugeln haben selten ihr Ziel verfehlt!“

„Versuch's auch an mir!“ höhnt der Ritter; „ich halte deinen Schuß aus. Nimm deine Pis- tolen, drücke auf mich los, und wir wollen sehen, was du kannst.“

„Ich schieße nicht auf einen Einzelnen und Unbewaffneten,“ sagt der Marschall mit fester Stimme; „die Ehre geht mir über Alles!“

Statt jeglicher Antwort zieht der Ritter einen langen Dolch aus seinem Brustpanzer und zückt ihn drohend. Nun geht dem Marschall die Ge-

duld aus; sein Leben schwebt in Gefahr. Rasch ergreift er eine seiner Pistolen, zielt, drückt los, die Kugel fährt durch des Ritters Brust und prallt flachgequetscht an der Mauer ab. Doch sein Gegner bleibt felsfest stehen, und er fühlt dessen Dolch immer tiefer in die eigene Brust ein- dringen. Kein Augenblick ist mehr zu verlieren, und der Marschall greift zu seiner zweiten Pi- stole. Doch auch diese Kugel brachte nur dieselbe Wirkung hervor. Der Ritter bleibt unerschüt- tert, aber sein Lächeln verwandelt sich in Hohn- gelächter, und sein Dolch dringt tiefer und tiefer in des Marschalls Brust. Dieser greift nach sei- nem Degen und durchsicht das Herz und das Haupt des fürchterlichen Gegners, der jedoch nicht im geringsten aus seiner Fassung kommt und fortwährend hohnlacht. Der Marschall glaubt nicht anders, als er hab' es mit dem Teufel selbst zu thun.

„Nun denn, ich bekenne mich als Ueberwun- denen“, ruft der kurz vorher noch so muthige Kriegermann, „und gegen dich ist nichts gethan mit meiner Macht! Du bist ein Geist, ein wahr- rer, echter Geist, und Kugel und Schwert ver- mögen nichts gegen dich. Rede, was verlangst du von mir?“

„Wirst du mir gehorchen?“ fragt der gespen- stige Ritter; „doch, Wehe dir, wenn du mich überlisten wolltest!“

„Ich werde dir gehorchen“, versichert der Marschall, „wenn du nichts von mir forderst, das gegen Gottes Gesetz streitet.“

„Na, du machst Bedingungen!“ zürnt der Geist; „wie, du fürchtest dich nicht vor meinem Zorn?“

„Ich fürchte nur den allmächtigen Gott, mei- nen und deinen Herrn!“ sagt Segur fest ent- schlossen; „tödtet mich! Wenn Gott dir Macht gibt über meinen sterblichen Leib, so hast du doch keine Gewalt über meine unsterbliche Seele, die ich getroßt in Gottes Hände lege. Und dabei bleib's!“

Der fromme, wackere Marschall schließt jetzt seine Augen, macht das Zeichen des Kreuzes und küßt den Heiligen-Geist-Orden, den er, als Groß- Ritter, immer am Halse trug. Nachdem er so still sein Gebet gesprochen, öffnet er die Augen wieder, und erblickt zu seinem größten Erstaunen den Rittermann ruhig-lächelnd vor sich stehen, mit friedlich gekreuzten Armen.

„Jetzt mache, daß du fortkommst, und laß mich ungestört schlafen!“ ruft zornig der Mar- schall, reißt seine Schlafmütze vom Kopf und wirft sie dem Ritter ins Gesicht. „Da hast's!

mehr verdienst du nicht!“ Und ruhig legt er sich nieder, kehrt der Geistesgestalt den Rücken und schläft unbeforgt wieder ein.

Als der Morgen zu dämmern begann, wurde an die Zimmerthür gepocht. Es war Peter, des Marschalls Kammerdiener, der ihn aufwecken wollte zur Weiterreise. Noch halb im Schlafe, ruft er: „Ich will aufschließen!“ und durch diese seine eigenen Worte wird er vollends wach, und springt rasch aus dem Bette. Nun kommt ihm plötzlich die nächtliche Erscheinung und sein Kampf mit dem Ritter wieder in den Sinn; und richtig, mitten im Zimmer liegt seine Schlafmütze ganz breit am Boden. Da war kein Zweifel: der geheimnißvolle Ritter hatte ihm in der Nacht einen Besuch gemacht! Er schaut nach seinen Pistolen; die liegen noch geladen am nämlichen Platz neben dem Bette; auch der Degen ist nicht angerührt worden.

„So wäre denn Alles nur ein Traum gewesen!“ ruft der Marschall und reibt sich die Stirne, wie um seine Erinnerungen zu sammeln. „Da ist die Wirthin Schuld dran, mit ihrem albernem Geschwätz von Geistern und Gespenstern! Wie konnte ich mir nur so dummes Zeug in den Kopf setzen! Hab doch Alles so deutlich und natürlich gesehen! Und gar noch die Schlafmütze nach dem Ritter geworfen! Nein, das ist zu toll! Doch, was die Augen sehen, muß das Herz glauben. Hier liegt sie ja! Zudem hab' ich sie fast in Fetzen zerrissen in meinem träumenden Eifer und Zorn!“

Übermals pochte Peter an die Thür; denn er glaubte, sein Herr sei wieder eingeschlafen. „Nur ein wenig Geduld! Ich komme schon!“ Und der Marschall öffnet mit bedenklichem Kopfschütteln, denn er konnte das Ding gar nicht zurechtlegen.

„Guten Morgen!“ wünscht Peter; „hat der Herr Marschall gut geschlafen?“

„Und haben die Geister Eure Gnaden in Frieden und Ruhe gelassen?“ fragt die Wirthin, indem sie den Kopf ängstlich ins Zimmer hereinreckt; „ich hab', aus lauter Angst um den gestrengen Herrn, fast kein Auge schließen können die ganze Nacht hindurch!“

„So, so, la, la!“ sagt der Marschall lachend; „die Schlafmütze haben sie mir stehlen wollen; hab sie hier am Boden wieder gefunden. Ganz geheimer ist's doch nicht in Euerm alten Schloßthurm. Doch, wie Ihr seht, bin ich mit heiler Haut davongekommen.“

Nach eingenommenem Frühstück bezahlte der Marschall großmüthig seine Zeche und zog weiter

mit seinen Leuten. Die Wirthin blieb, mehr noch als zuvor, steif und fest auf der Meinung, daß Geister und neckende Gespenster, die sich sogar an unschuldigen Schlafmützen vergreifen, ihr spukendes Wesen bei nächtlicher Weile treiben in dem alten, halb verfallenen Schloßthurme. Und das ließ sie sich nicht nehmen, und erzählte mit geläufiger Zunge von dem vornehmen Reisenden und seiner Schlafmütze.

Noch in seinem spätesten Alter gedachte der Marschall seines so lebhaften Traumgebildes, und wenn die Rede war von Geistern und Gespenstern, dann unterließ er nie, um den Unglauben zu bestreiten, von seiner abentheuerlichen Nacht und dem geharnischten Ritter zu berichten.

Des Boten Antwort an zwei unbekannte und ungenannte Korrespondenten.

Warum, liebe Freunde, thut ihr denn immer so geheimnißvoll? Unter die gemüthlichen und wohlwollenden Briefe, die ihr mir am 13. Hornung und am 18. Juli 1864 geschrieben, hättet ihr ganz gut und ohne die geringste Gefahr eure werthen Namen setzen können; den Kopf hätte es wahrhaftig nicht gekostet. Es bleibt mir daher nichts anderes übrig, als meine Antwort in den Kalender für 1865 einzurücken, und ich hoffe, daß, wenn ihr, trotz der tadelhaften Bilder von 1864, meine treuen und geneigten Leser geblieben seid, dieselbe richtig euch zukommen werde. Zudem sollt ihr in diesem Jahr eine rechte Freude haben an den wohlgelungenen Zeichnungen und Holzstichen, denen die vom vorigen Jahr das Wasser nicht bieten können. Auch darf ich diesmal meinen Kalender mit weit mehr Lust und Zuversicht feil bieten.

Nun zuerst zu dir, lieber Korrespondent vom 13. Hornung, der du mich, gleich am Eingang deiner beherzigenswerthen Epistel, ersuchest, dem wüthigen Vertheidiger der Vögel und anderer nützlichen Thiere einen freundlichen Gruß von dir auszurichten. Ich habe mich deines Auftrags gern und pünktlich entledigt, und der Gruß wurde besorgt auf einem anderen Wege, als durch den Kalender. Du kannst dich sicher drauf verlassen, obgleich ich den wackeren Mann noch immer nicht genauer kenne. Ungerechter Weise machst du meinem lieben Vögelvertheidiger, der kein Landpfarrer ist, den Vorwurf, daß er die Eulen, die Sperber und andere sogenannte Raubvögel nicht in Schutz genommen habe. Schau nur einmal nach, werther Freund, im Kalender für

1863; dort wirst du auf Seite 33 finden, daß er einige gewichtige Worte zu ihren Gunsten gesprochen. Um das Kapitel von den nützlichen und schädlichen Thieren zu vervollständigen, erlaubst du mir wohl, daß ich hier einen Auszug aus deinem Briefe gebe: „Auch die Schlangen“, sagst du, „sollten in Schutz genommen werden; sie fressen nichts als Ungeziefer, und doch vertilgt sie leider der Landmann, so oft er sie zu sehen bekommt. In unserm Elsaß findet man keine anderen Schlangen, als die graue Otter und die Blindschleiche (also genannt, weil sie recht gute Augen hat). Beide Sorten sind ganz unschuldige und nützliche Thiere. Endlich erbitt' ich mir ein Wort des Beifalls für jene stinken Goldkäfer, welche nicht fliegen, desto schneller laufen, zwar übel riechen, aber Maikäfer und ihre Larven (die weißen Würmer, Engerlinge) so gerne haben, daß sie dieselben verzehren, sobald sie ihnen bekommen können. Lauskäfer nennt man sie; es gibt auch schwarze, kupferfarbene und dunkelblaue, die eben so nützlich sind.“

Was nun den zweiten Punkt deiner Epistel betrifft, lieber Freund, da muß ich sagen, wie's im Evangelium heißt: „Ich bitte dich, entschuldige mich!“ wenigstens noch für dieses Jahr; Anno 1866 und später auch noch, so mir der liebe Gott Leben und Gesundheit erhält, soll dein Wunsch hinsichtlich klarer, bündiger und faßlicher Aufsätze aus dem Bereiche der Wissenschaft erfüllt werden. Du hast den Nagel auf den Kopf getroffen, wenn du vermuthest, daß ich, der anspruchlose, nicht sturbe Vöte, selbst blühwenig von dem gelehrten Dings verstehe; da steckt eben der Haken! Und was man nicht hat, das kann man auch nicht geben. Aber ein freundlicher und gefälliger Professor will dem alten Vöten kräftig unter die Arme greifen und ihm dergleichen Aufsätze liefern, über Dampf und Dampfkraft, Sternkunde, elektrische Telegraphen, Wetterableiter, Barometer und Thermometer, doch meint er, es müßten dann auch erklärende Zeichnungen und Abbildungen den Worten beigegeben werden, um die Sache recht verständlich zu machen. Letzteres war für dieses Jahr noch nicht thunlich, kann aber später geschehen. Also, nur Geduld! Aufgeschoben ist nicht aufgehoben! Den übrigen in deinem Schreiben ausgesprochenen Gedanken und Meinungen stimme ich von ganzem Herzen bei, besonders was das Hegen und Pflegen der deutschen Sprache betrifft in unserm lieben, heimatlichen Elsaß und dem nachbarlichen Lothringen. Als französische Grenzprovinzen, die mit Deutschland und der Schweiz in

täglichem Verkehr stehen, sollte nothwendig in unsern Stadt- und Landschulen das Deutsch mit dem Französischen gleichen Schritt halten, und nicht in den Hintergrund gedrängt und als Neben Sache behandelt werden. Wir sind und bleiben darum nicht minder gute Franzosen, und unsere Söhne tapfere Soldaten, die freudig ihr Leben einsetzen für's große Vaterland. Es hat mich schon manchmal tief in der Seele geschmerzt, wenn ich unsere Schulkinder so stümpermäßig deutsch lesen hörte, oder ihre deutschen Aufgaben geschrieben zu Gesichte bekam, in denen die drolligsten Fehler auf jeder Zeile wimmeln und zappeln, wie die Maikäfer in einer Lade. Wenn's noch lange so fortgeht, brauchen wir bald keine deutschgeschriebenen Kalender mehr, und die alten Vöten können ihr überflüssig gewordenes Handwerk aufstecken und an den Nagel hängen, was jedoch, ich sag's in vollem Ernst, der liebe Gott in Gnaden verhüten wolle! Auch deutsches Lied und Gesang und deutsche Predigt kämen dann in die Gerümpelkammer; kein Elsaßer und kein Lothringer würden sie mehr verstehen.

Nun aber ist's an uns zwei, lieber, kindergesegneter Korrespondent vom 18. Juli, dessen Brief den Poststempel von Sulz-unterm-Wald an der Stirne getragen. Der Name, den du deinem leztgeborenen Töchterlein geben willst, feiert sein Fest am 25. August. Bisher ist Ludwig o y i k u s dort gestanden; ich habe nun dieses lateinische Wort deutsch setzen lassen, daher du Ludwig und Luise, nicht aber Luwisa finden wirst, was wieder zum Latein gehört. Dir und deiner wackern Hausfrau wünsche ich recht herzlich, daß ihr viel Freude erleben möget an euerm Luischen und daß es aufwache zu Gottes Ehre und euch zum Trost und Segen!

Ferner sagst du, dein Nachbar, der Schreinermeister, kann's nicht spiz kriegen, was der Mann auf dem Titelblatt des Kalenders mit dem buschichten Federstrauß, dem Schwert, den großen Stiefeln und Sporen zu bedeuten habe, und was seine beiden Kameraden vorstellen, mit denen er plaudert. Nu, diese Frage zu beantworten, soll mir nicht schwer fallen, obgleich dem Künstler, der vor vielen, vielen Jahren dieses Titelblatt gezeichnet und gestochen hat, und drum die beste Auskunft und Erklärung drüber geben könnte, schon lange kein Zahn mehr schmerzt. Meiner Ansicht nach zeigen uns die drei Männer bildlich den Lehr-, Wehr- und Nährstand an; etwas Andres kann man nicht drunter suchen. Der Mann zur Linken, mit den aufgestülpten Rockschößen und dem schöngeflochlenen

Haarzopf, ist ein gelehrter Herr Magister; der zur Rechten, ein stattlicher Kriegsheld aus alter Zeit, dem aber der Schnurrbart fehlt, und der in der Mitte, ein sonntäglich gemukter und gepukter Ackergärtner oder Landmann, mit kurzen Hosen und Schnallenschuhen, wie's bei Manchen die Mode war im vorigen Jahrhundert. Alle drei haben gar gutmüthige, wohlwollende Gesichter, und auch dem seinen Kalender feilbietenden Voten sieht man's an, daß er's herzlich gut meint mit seinen freundlichen Lesern. Der hübsche, schwarzgelockte Knabe, dessen Blicke neugierig und verlangend auf dem Kalender ruhen, soll dem Stelzfüßler ein Mahnzeichen sein, daß seine Waare auch in die Hände der lieben Kinder kommt, und er daher wohl Acht haben und auf der Hut sein muß, nichts zu bringen, das für die zarten Blüthen der Kinderwelt, ihre

Reinheit und Unschuld, zum verderbenden und vergiftenden Hauche werden könnte. Da sei Gott für! Der Kindheit reines und heiteres Paradies soll nicht getrübt und entheiligt werden durch schlechte, zotige Wiße, durch schamlose Neben! Ich sage nochmals: Da sei Gott für!

Nach besten Kräften beantwortet, und es soll ihn recht freuen, liebe, unbefannte Korrespondenten, wenn solches zu eurer Zufriedenheit geschehen. Bewahret ihm eure wohlwollende Freundschaft, und bleibet Gott befohlen!

Auflösung der Räthsel.

gaaquoyv gsd wvqjrmz uaq mv p8uq az G IA
 — hmuwogc A — wvqjrmz AI — wvqjrmz wv
 — quz III — uazg 'uazvqE II — unvqaz v2 1

Tafel zur Stellung der Uhren im Jahr 1865.

(Zeigt die Sonnenuhr Mittag an, so müssen die mechanischen Uhren um so viel Minuten vor oder nach gerichtet werden als diese Tabelle hier angibt).

Datum	Januar.	Februar.	März.	April.	Mai.	Juni.	Juli.	August.	Sept.	Oktober.	Nov.	Dezemb.
	st. m.	st. m.	st. m.	st. m.	st. m.	st. m.	st. m.	st. m.	st. m.	st. m.	st. m.	st. m.
1	12 4	12 14	12 13	12 4	11 57	11 57	12 3	12 6	12 0	11 50	11 44	11 49
6	12 6	12 14	12 12	12 3	11 56	11 58	12 4	12 6	11 58	11 48	11 44	11 51
11	12 8	12 15	12 10	12 1	11 56	11 59	12 5	12 5	11 57	11 47	11 44	11 53
16	12 10	12 14	12 9	12 0	11 56	12 0	12 6	12 4	11 55	11 46	11 45	11 56
21	12 12	12 14	12 7	11 59	11 56	12 1	12 6	12 3	11 53	11 45	11 46	11 58
26	12 13	12 13	12 6	11 58	11 57	12 2	12 6	12 2	11 51	11 44	11 47	12 1
31	12 14	—	12 4	—	11 57	—	12 6	12 0	—	11 44	—	12 3

Stammtafel der kaiserlichen Familie in Frankreich und Alter anderer Regenten.

Napoleon III (Ludwig Napoleon Bonaparte), geboren in Paris, den 20. April 1808, Kaiser der Franzosen, vermählt den 29. Januar 1853, mit
 Eugenie von Montijo, Gräfin von Thèba, geboren 1826, Kaiserin der Franzosen. Aus dieser Ehe:
 Napoleon Eugen Ludwig Johann Joseph, geboren zu Paris den 16. März 1856.
 Prinz Napoleon, geboren 1822, vermählt den 30. Januar 1859, mit
 Clotilde, Prinzessin von Sardinien, geboren. 1843.
 Aus dieser Ehe:
 Napoleon Victor Jerome Friedrich, geboren zu Paris den 18. Juli 1862.
 Napoleon Ludwig Joseph Jerome, geboren zu Paris den 17. Juli 1864.
 Prinzessin Mathilde, geb. 1820.

Viktoria I, Königin von Großbritannien. 45
 Alexander II, Kaiser von Rußland 46
 Franz Joseph I (Karl), Kaiser von Oesterreich, König von Ungarn und Böhmen 34
 Wilhelm I, König von Preußen 35
 Abdul Aziz, türkischer Kaiser 34
 Isabelle II, Königin von Spanien 27
 Don Ludwig I, König von Portugal. 43
 Viktor Emanuel II, König von Italien. 39
 Karl XV, König von Schweden 43
 Georg V, König von Hannover 46
 Christian IX, König von Dänemark 57
 Wilhelm III, König von Holland 74
 Leopold I, König der Belgier 49
 Georg I, König von Griechenland 19
 Ludwig II, König von Bayern 60
 Johann, König von Sachsen. 41
 Karl I, König von Württemberg. 72
 Pius IX, Pabst 38
 Friedrich, Großherzog von Baden 39
 Ludwig, Großherzog von Hessen 47
 Adolph, Herzog von Nassau 47